Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16. Maximiliansplatz 16.

Die Generalin.

Roman

von

J. D. H. Temme.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1877.

Erstes Kapitel.

Generalin und Jüdin.

Den Berg hinauf, der dem Gasthofe zum Rosenthal gegenüber lag, führte bequem ein breiter, sanft sich windender Fußpfad. Zwei Damen stiegen ihn empor zu der Höhe hin. Es waren ein paar Gestalten von seltener Schönheit, die Generalin Emma von Branden und Rebekka von Martell.

Es war am frühen Morgen, an dem Tage nach den in dem vorigen Kapitel erzählten Begebenheiten.

Die Sonne war klar aufgegangen, sie schien hell und warm in die Berge, in den frischen Frühling, in das krause, bunte Buschwerk, in die ersten Blumen, die unter den Bäumen und Büschen von Berg und Wald aufblühten.

Die beiden Damen hatten an dem frühen Morgen sich zufällig zusammen getroffen.

Die Generalin hatte zuerst das Haus verlassen, als nur noch wenige seiner Bewohner auf waren.

Sie war am Abend vorher in dem Gasthofe angelangt.

Sie war mit ihrem kranken Gatten auf dem Wege zu einem Bade, das tiefer im Gebirge lag. Der Weg dahin führte durch das Rosenthal.

Bis zur Station Rosenthal hatte man die Eisenbahn benutzen wollen. Man hatte sie aber schon auf der Station vorher verlassen müssen. Wahrscheinlich in Folge der Erschütterung des Fahrens auf den Bergen hatten die Schmerzen des kranken Generals in einer unerträglichen Weise zugenommen; in seinem Wagen, der für den Kranken eingerichtet war, fuhr er bequemer, fand er Erleichterung. So wurde schon auf jener Station die Eisenbahn verlassen, und der General bestieg mit Gattin und Bedienung seinen Wagen, der ihn mit Extrapostpferden nach dem Gasthof zum Rosenthal brachte, wo Nachtquartier gemacht werden, und der General von den Strapazen des Reisetages ausruhen sollte.

Der kranke General war mit heftigen Schmerzen angelangt. Man mußte ihn aus dem Wagen in ein

Zimmer tragen. Die Generalin konnte nicht von seiner Seite weichen.

In dem Zimmer dann sollte dem alten Soldaten doch eine Unterbrechung seiner Schmerzen werden, wenn freilich nicht für lange Dauer.

„Der Herr Oberst Graf Seibold!“ meldete alsbald nach der Ankunft des Generals der alte Diener Andreas.

Die Generalin blickte besorgt auf den Gatten, ob er den Besuch annehmen werde, der seinen Zustand nur verschlimmern könne.

„Der Flügeladjutant des Königs kann mir nur einen Befehl überbringen“, sagte der General.

Er befahl dem Diener, den Obersten eintreten zu lassen.

Der Soldat hätte den Botschafter seines Königs empfangen, wenn er auf dem Sterbebette gelegen hätte.

Der Graf Seibold trat dienstlich in seiner vollen Oberstenuniform ein, mit allen seinen Orden auf der Brust.

Es war ein langer, steifer Soldat, im Anfange der Fünfziger Jahre. Seine Gesichtszüge waren strenge, hart gar; seine Augen blickten finster.

Die Generalin schien es wie mit einem Schreck zu durchzucken, als sie ihn sah.

Sie kannte ihn noch nicht.

War es eine Ahnung, die sie bei seinem Anblicke durchflog?

Der Oberst sah sie nicht an. Er war im Dienste; er mußte sich zuerst an den General wenden.

Er schritt mit seiner ganzen Steifheit zu dem Schmerzenslager des Greises.

„Excellenz, Seine Majestät sendet mich mit dem Befehle, mich für Ihre Reise nach dem Bade zu Ihren Diensten zu stellen.“

„O, Oberst“ — rief der General. „Der König — Seine Majestät. — Wie habe ich denn eine solche Aufmerksamkeit verdient?“

„Haben Excellenz mir Befehle zu ertheilen?“ konnte der Oberst im Dienste nur sagen.

„Sehen Sie meine Frau“, sagte der General. „Sie sorgt für mich, wie — wie keine Frau auf der Welt es besser könnte.“

Es war zugleich ein Befehl für den Obersten, der Generalin sein Compliment zu machen.

Er that es mit seiner vollen militärischen Steifheit, und doch mit dem ganzen Respekt, den er der hochstehenden Dame schuldig war, und dann wieder

mit jenem Blick der Strenge, der fast erschreckend abstach gegen das schöne, milde, edle Gesicht Emmas.

„Ihr unterthänigster Diener, gnädige Frau!“

Sie war in der That erschrocken.

Sie verneigte sich schweigend gegen ihn.

„Indeß durchbohren mich seine Augen“, rief es in ihr. „Könnte er mir Vorwürfe darüber machen, daß ich jung und nicht häßlich bin?“

Und sie wandte sich zu ihrem Manne, als wolle sie Schutz suchen in seinem Gesichte, das schön und mild und edel war, wie das ihrige.

Der Oberst wollte dann den General seiner Ruhe überlassen und bat nur noch, ihn wissen zu lassen, wann Seine Excellenz am andern Morgen weiter zu reisen gedenke.

„Emma“, sagte, als er sich beurlaubt hatte, der General, „meine Schmerzen sind fort! Wie gnädig ist der König gegen mich!“

Aber sie kamen wieder, diese Schmerzen — die Gnade der Könige ist auch nur eine menschliche. — Erst am späten Abend ließen sie nach und der General fand Schlaf.

Die Generalin mußte Luft schöpfen und, wenn gleich nur auf wenige Minuten in's Freie, bevor auch

sie, die Ueberermüdete, den Schlaf suchen und finden konnte.

Der Kammerdiener des Generals blieb wachend bei diesem; die Kammerfrau der Generalin wachte in einem Nebenzimmer. Trug sich das Geringste mit dem Kranken zu, so wurde die Generalin herbeigerufen; sie wollte nur auf dem freien Platze vor dem Gasthofe auf und ab gehen.

Sie war in die dunkle Straße hinausgetreten. Es war still auf den Straßen, in der Straße, die unter dem gegenüberliegenden Berge an ihm vorüberführte, in der an diesem Berge vorüber.

Der Gasthof war hell erleuchtet, und die Stimmen vieler, wohl meist fröhlicher Menschen, und Fragen und Gläsergeklirre tönten aus den hellen Fenstern in die Mitte der Straße hinaus.

Die Generalin war unbekümmert geblieben um das, was sich dort zutrug. Sie hatte nur im Allgemeinen von den Leuten des Hauses erfahren, daß eine große und vornehme Gesellschaft versammelt sei, von der ein Theil über Nacht bleiben werde.

Sie war einsam auf dem Platze, auf den sie hinausgetreten war. Der späte Abend, war mit seiner Stille und Kühle so erquickend, so erlabend für die Frau, die den Tag unter der Pflege

des Kranken, unter dem Kummer des Schmerzes, in dem heißen Coupé der Eisenbahn und dann in dem noch schwüleren Krankenzimmer hatte zubringen müssen. Es zog sie nach dem Berge, gegenüber dem Gasthofe; das Laub seines Buschwerkes, die Kräuter und Pflanzen seines Bodens wehten ihr einen so frischen, würzigen Duft zu. Sie mußte das voller, unmittelbarer einathmen. Sie nahte sich dem Berge langsam und doch manchmal zögernd; es konnte in seinem Gebüsch Jemand verborgen sein. Es blieb still darin.

Allein aufmerksam auf den Berg, hatte sie nicht beachtet, was hinter ihr auf dem Platze sich ereignet hatte, und als sie dort Geräusch vernahm und sich darnach umsah, erblickte sie zwei Menschen neben einander gehen, die bald ihre besondere Aufmerksamkeit erregten. Sie konnte sie in der Dunkelheit nicht erkennen; aber sie unterschied eine Mannes- und eine Frauengestalt und es schienen ihr ein paar hohe Gestalten zu sein und dann glaubte sie die Stimme des Mannes zu erkennen und das Herz mochte ihr klopfen. Sie wurde unruhig. Sollte sie sich verbergen und unedel gegen ihren Willen die Lauscherin machen? Sollte sie hervortreten und durch ihr Erscheinen eine unangenehme Ueberraschung und vielleicht eine noch unangenehmere Scene herbeiführen? Es war ihr ja bald kein

Zweifel mehr über die hohe Gestalt des Mannes; sie erkannte seine Stimme deutlich, wenn sie auch nicht seine Worte vernahm. Er sprach mit seiner Begleiterin leise, aber angelegentlich. Sie wurde von ihrer Verlegenheit befreit; die Beiden entfernten sich von ihr, gingen der Tiefe des Thales zu. Gleich nachher sollte sie dennoch verrathen werden. Von der Station Rosenthal her nahte sich ein Wagen. Unmittelbar darauf wurde es in dem Gebüsch über ihr laut. Es bewegte sich etwas darin. Ein Mensch sprang hervor, eilte an ihr vorüber dem Wagen entgegen. Sie war nicht allein gewesen. Sie fühlte sich unangenehm gestört, es war neue Gesellschaft zu erwarten, mit der sie draußen zusammentreffen konnte. Sie kehrte zum Hause zurück. So stieß sie auf das Paar, das sie nicht hatte belauschen und auch nicht überraschen wollen.

„Emma?“ rief Ewald Kuhn.

Sie flog an ihm und seiner Begleiterin vorüber in das Haus, zurück in die schwüle Luft des Krankenzimmers, an das Bett zu den Schmerzenstönen des kranken Greises, der ihr Gatte war.

Früh am anderen Morgen war sie wieder draußen. Sie mußte in der frischen Morgenluft sich erholen von den Mühen einer durchwachten Nacht, sich stärken zu

den neuen Mühen einer Reise, die noch den ganzen Tag durch das Gebirge ging. Sie durfte glauben, in der Frühe bald nach dem Aufgange der Sonne draußen keine Störung wieder zu finden.

Sie war nur wenige Minuten allein. Sie sah sich bald einer jungen Dame gegenüber, und Emma Branden und Rebekka Martell mußten jede die andere Gestalt, die hohe Schönheit der anderen bewundern, die Orientalin die Schönheit der Deutschen, die Deutsche die der Orientalin.

Und keine hatte Eifersucht, hatte Neid gegen die andere.

„Gnädige Frau, ich suchte Sie auf", sagte Rebekka.

„Wer erweist mir die Ehre?"

„Ich bin Rebekka Martell, seit dem gestrigen Tage die Freundin Ihres Vetters Ewald Kuhn. Ich komme für ihn zu Ihnen."

„Sie sind mir willkommen, mein Fräulein."

„Ich danke Ihnen! Darf ich mir gleich erlauben, Ihnen zu sagen, was ich auf dem Herzen habe? Es berührt mich in der That nahe."

„Sie werden eine aufmerksame Zuhörerin an mir finden."

„Gnädige Frau, Ewald Kuhn ist ein edler Mann."

„Ich weiß es, mein Fräulein.“

„Und Sie, Frau Generalin, sind eine nicht minder edle Frau. Ich weiß es von Ewald, nur von ihm.“

„Sie und Ewald urtheilen beide gütig über mich.“

„Und, Frau Generalin, Sie stießen ihn am gestrigen Abende zurück!“

Die Generalin hatte nicht sogleich eine Antwort. Rebekka wartete ruhig darauf.

„Sie kommen im Auftrage meines Vetters zu mir?“ fragte die Generalin.

„Nicht in seinem Auftrage. Für ihn freilich. Aber er weiß nichts von meinen Schritten.“

„Ich darf demnach“, sagte die Generalin, „meine Frage an Sie aussprechen. Hat Ewald mit Ihnen über mich gesprochen?“

„Gnädige Frau“, antwortete Rebekka, „ich hatte schon die Ehre, Ihnen zu sagen, daß Ewald Kuhn Sie für eine der edelsten Frauen erklärte.“

„Gab er Ihnen“, sagte die Generalin weiter, „den Grund an, der uns trennte, nachdem wir uns kaum gefunden hatten?“

„Er hat mir Alles mitgetheilt.“

„Und, mein Fräulein, Sie hatten dennoch den Vorwurf für mich, ich hätte ihn zurückgestoßen?“

„Nicht den Vorwurf, gnädige Frau. Ich wollte Ihnen nur meinen Schmerz ausdrücken, daß zwei so edle Herzen, die zugleich durch so nahe Blutsverwandtschaft verbunden sind, die auch ohne diese nie von einander getrennt sein sollten, daß die sich nicht zusammenfinden, daß sie sogar sich gegenseitig zurückstoßen sollen!"

„Nur Sie empfanden und empfinden Schmerz darüber, meine Freundin?" sagte die Generalin.

„Nein, nein!" rief Rebekka. „Sein inniger tiefer Schmerz rief den meinigen hervor. Darf ich Ihnen erzählen, gnädige Frau?"

Die Generalin nickte stumm.

Rebekka hatte mit Eifer gesprochen. So fuhr sie fort:

„Ich hörte gestern zum ersten Male den Namen Ewald Kuhn. Ich hörte von seinem Muth, ich vernahm sein Unglück. Sie kennen Beides, gnädige Frau. Ich brauche Ihnen nicht davon zu erzählen. Ich brauche Ihnen auch nicht zu sagen, wie stolz ich sein würde, wenn er mein Verwandter wäre. Ich mußte zu ihm. Ich war unglücklich. Ich wollte bei ihm Schutz, Hülfe suchen. Ich fand Anderes bei ihm. Seinen Schutz, seine Hülfe hatte er schon einer andern Unglücklichen geliehen, einer sehr, sehr Armen —"

Die Generalin stutzte. Sie mußte Rebekka mit einem eigenthümlich fragenden Blick ansehen.

„Ja, ja, gnädige Frau“, sagte Rebekka. „Sie sahen ihn mit ihr. Er brachte ein armes, von einem Elenden verführtes Mädchen zu ihrem Vater, der von ihrer Schande, nein, von ihrem Unglück nichts wußte. Oh —!“

Rebekka machte unwillkürlich eine Pause.

„Fahren Sie fort, Fräulein“, drängte fast die Generalin.

„Ihr“, fuhr Rebekka fort, „konnte er nur seinen Schutz geben. Mir gab er mehr. Mir gab er mein Herz, mir gab er mich selbst zurück. Ich hatte mich verloren, in Stolz, in Hochmuth, in Ueberhebung, in thörichter Thorheit. O, meine gnädige Frau, könnte die Jüdin — ja, ich bin Jüdin, noch immer, mit meiner ganzen Seele. Ich könnte, und wenn die Jüdin je Ihre Freundin werden könnte, ich würde Ihnen auch sagen, warum ich es sein, warum ich es bleiben mußte —“

Die Generalin unterbrach die Jüdin.

„Mein Fräulein, die Freundschaft und die Liebe fragen nach keiner Religion.“

„Auch die Liebe nicht?“ mußte Rebekka sagen,

und es war, als ob der Gedanke zum ersten Male über sie gekommen und sie überrascht habe.

„Jedenfalls die Freundschaft weniger", sagte die Generalin. „Und", setzte sie hinzu, „ich hoffe, Fräulein, wir werden Freundinnen werden."

Sie gab der Jüdin die Hand.

Rebekka drückte sie herzlich.

„Ja, ja", fuhr sie fort, „und dann werde ich Ihnen erzählen können, wie ich Jüdin bleiben mußte, um meiner frommen treuen Mutter willen, die sich von ihrem Gott, von dem Gott unserer Väter, verlassen und verstoßen geglaubt hätte, wenn auch ich mit den Anderen von unserer Religion, von unseren Sitten und Gebräuchen abgewichen wäre. Sie ist eine so einfache Frau, meine brave Mutter; und der einfache, treue Glaube ist so etwas Hochheiliges. Oh, und weil ich an ihm festhielt — und nun muß ich Ihnen doch schon jetzt weiter erzählen — weil ich ihm und meiner Mutter treu blieb, kam der Hochmuth über mich, und ich hielt mich für besser als die Anderen, und ich verachtete sie, daß sie keine Juden mehr sein wollten, und mit der Thorheit des Hochmuthes zog weitere Thorheit in mein Herz, und sie gestaltete sich in Liebe, Liebe zu einem armen Juden, und sie wurde zu einem Wahn, der sich gar gegen unsere Sitten und Ge-

bräuche auflehnen wollte, und, gnädige Frau, von meiner Thorheit, von meinem Wahne, von meinem Unglück bin ich seit gestern geheilt und befreit — durch Ewald Kuhn, durch ein Wort von ihm — nein, nicht einmal durch sein Wort, nur durch seinen Anblick, durch sein ganzes klares und hohes Wesen."

„Und nun, gnädige Frau, lassen Sie mich darauf zurückkommen, warum ich Sie hier aufsuchen mußte."

„Ewald Kuhn hatte jene arme Jüdin zu ihrem Vater gebracht. Er war dann spät am gestrigen Abend hier angelangt, um eine weitere Reise fortzusetzen. Ich erfuhr seine Ankunft. Es drängte mich, ihm meinen Dank zu sagen; ich hatte es vorher nicht gekonnt. Ich suchte ihn auf. Er war freundlich gegen mich. Ich sagte ihm Alles, was ich eben zu Ihnen sagte. Ich durfte ihm noch mehr sagen; ich durfte ihm dann von seinem Unglück sprechen, das ich kannte, zu kennen glaubte; ich hatte es nur halb gekannt. Da kamen Sie an uns vorbei, gnädige Frau, und nun lernte ich es ganz kennen. Emma! rief er, und das Wort, das aus seinem Herzen drang, war an Ihnen vorübergegangen, wie Sie an uns vorübergingen. Ein Schmerzenslaut entrang sich seiner Brust. Was es sei, fragte ich ihn, und er erzählte mir, wie er Sie, seine Cousine gefunden, wie er fast in

demselben Augenblicke Sie wieder habe verlassen müssen."

„Haben Sie nicht Unrecht? mußte ich ihm sagen.

„Nur die wenigen Worte.

„Ja! rief er. Daß ich thöricht, daß ich nicht wie ein Mann gehandelt hatte, wurde mir in der Stunde darauf klar, daß ich ein schweres Unrecht gegen sie beging, ist mir vor wenigen Stunden zum Bewußtsein gekommen.

„Und nun erzählte er mir, wie er Sie auf der Station von Rosenthal mit Ihrem Gatten gesehen, mit welcher treuen Liebe, mit welcher bewunderungswürdigen Aufopferung Sie nur für den Verwundeten, den Kranken Sinn und Gedanken gehabt. Das ist eine heilige Liebe, sagte er. Und in dieser habe ich sie gekränkt, bis in das innerste Herz verletzt. Kann, darf ich sie wiedersehen? Habe ich mich nicht für immer von ihr getrennt?

„Mein Entschluß stand fest, gnädige Frau. Er durfte ihn nicht wissen.

„Ein braves Herz, sagte ich ihm nur, verzeiht immer, kann einem braven Herzen nie gram bleiben.

„Und gnädige Frau, ich habe mich nicht getäuscht!"

„Sie haben sich nicht getäuscht!" sagte die Generalin.

Sie umarmte die schöne Jüdin.

Die beiden Frauen waren in ihrem Gespräche weiter geschritten; sie hatten die Höhe des Berges erreicht. Oben hatten sie eine weite Aussicht, auf der einen Seite über die unbegrenzte Ebene hinaus, auf der andern in das von den Bergen umschlossene Rosenthal und in die Schluchten der Berge, die es umschlossen. Vor ihnen zu ihren Füßen lag der Gasthof zum Rosenthal. An dem Hause war es unterdeß lebendig geworden. Die Gäste, die es für die Nacht beherbergt hatte, ließen ihre Abreise vorbereiten. Die Wagen wurden aus den Remisen hervorgezogen, zur Abfahrt in den Stand gesetzt; einzelne wurden schon angespannt.

Die beiden Frauen blieben nur kurze Zeit oben, nur zum Ausruhen von dem Steigen.

„Ich muß Ewald sehen!“ sagte die Generalin.

Sie schritten den Berg wieder hinunter.

Rebekka war plötzlich unruhig geworden.

„Verzeihen Sie mir, gnädige Frau, wenn ich Ihnen eine Bitte an das Herz lege, der es bei Ihnen nicht bedarf, und die dennoch ausgesprochen, Sie verletzen könnte.“

„Sprechen Sie sie aus, mein Fräulein“, sagte die Generalin.

„Ewald Kuhn ist unglücklich, gnädige Frau. Er ist es durch jenen deutschen Krieg geworden. Er hält sich für den Mörder eines theuren Freundes. Er glaubt durch diesen Mord, wenn er ihn nicht sühnen könne, dem Unglücke, dem Elende sich verfallen! Ein Fluch verfolge ihn durch sein Leben, mache mit ihm unglücklich, was mit ihm sich verbinde, was nur ihm nahe stehe. Und jene Sühnung erscheint ihm als eine unmögliche. Es ist ein Wahn: aber eben dieser Wahn ist sein Unglück, und Sie gnädige Frau, werden das Unglück ehren."

„Wie sollte ich nicht?" mußte doch die Generalin ausrufen.

„Sein Unglück macht ihn bitter", fuhr Rebekka fort, „macht ihn namentlich bitter gegen dessen Grund, jenen Krieg. Sie, gnädige Frau, sehen diesen Krieg von einem anderen Gesichtspunkte an. Ihr Gatte war sein ruhmvollster Held. Die Bitterkeit macht ungerecht. O, verehrte Frau, sehen Sie dem Armen freundlich auch sein Unrecht nach; sehen Sie in ihm den unglücklichen Kranken."

Die Generalin schien auf einmal von einem Gedanken überrascht zu werden. Sie mußte prüfend in das Auge der Jüdin blicken, fast etwas mißtrauisch.

Dann nahm sie die Hand Rebekkas.

„Gott segne Sie für Ihre Bitte. Sie kommt aus einem schönen Herzen."

„Aus einem dankbaren", sagte Rebekka, „Ewald Kuhn wurde mein Retter."

Die Generalin wurde nachdenklich.

„Sie sahen Ewald gestern zum ersten Male!" sagte sie.

„Zum ersten Male", antwortete Rebekka.

Die Generalin hatte eine Frage:

„Er hatte das Unglück, in dem Kriege seinen Freund zu tödten?"

„Einen Freund, an dem sein Herz hing, gegen den er schon früher einen unglücklichen Jugendübermuth hätte wieder gut machen müssen."

„Und die Sühnung, von der Sie sprachen?"

„Sei zugleich ein Vermächtniß des Todten an ihn."

„Von welcher Art?" fragte die Generalin. „Schon Sophie Ehrhard hatte mir in Birkenfelde davon gesprochen; aber die Freundin hatte nichts Näheres darüber gewußt."

„Das vermehrt sein Unglück", antwortete Rebekka der Generalin, „daß Ewald selbst darüber völlig im Unklaren ist. Er hatte sich über den Sterbenden gebeugt. Er hatte eine Bitte von diesem vernommen.

Der Sterbende hatte dann einen Namen aussprechen wollen. Der Tod hatte ihn ereilt, ehe der Name über die Lippen kam. Ewald wußte nur, daß es ein Frauenname war, den der Freund ihm hatte nennen wollen; das hatte auf seine Frage das bleiche Gesicht ihm noch zunicken können. Die Frau sucht der Unglückliche seitdem, wie sein Leben, sein Glück, seine Seligkeit. Die Mutter des todten Freundes war schon vor diesem gestorben; eine Schwester hatte er nicht gehabt; keine anderen nahen Anverwandten lebten ihm. An eine Geliebte, an eine Braut konnte Ewald da nur noch denken. Und er durchstreift seitdem die Welt, um die Geliebte, die Braut des Freundes aufzufinden. Sie soll die Seinige werden; auf den Knieen will er sie beschwören. Wie ihr Schatten will er nicht von ihr weichen. Er muß, er kann nicht anders. Nur so kann er den Todten versöhnen, so auch sich selbst; nur so kann er den Mord sühnen. Es ist sein einziger Gedanke, sein Wahn, sein Heiligthum. Und nirgends findet er die Gesuchte. Er hat sie in jedem Lande, in jedem Orte aufgesucht, wo der Freund sich nur jemals aufgehalten hatte. Der Verstorbene war Ingenieur gewesen, hatte Eisenbahnen gebaut, in Oesterreich, in Rußland, in der Türkei, den Donaufürstenthümern. Ueberall war Ewald; überall suchte, forschte, hoffte er. Er hat nichts ermittelt, nichts

gefunden, von keinem weiblichen Wesen gehört, mit dem der Verstorbene jemals in Verbindung gestanden hätte."

„Von wem haben Sie Ihre Nachrichten?" fragte die Generalin.

„Von Ewald selbst. Am gestrigen Abend öffnete er mir sein Herz."

„Der Unglückliche, der Arme!" sagte die Generalin.

„Der Krieg!" — seufzte sie dann.

Und dann hatte sie plötzlich doch noch eine Frage. Sie sprach sie fast mit Heftigkeit aus.

„Welche Ansicht haben Sie sich über jenen Krieg gebildet."

Rebekka wurde verlegen.

„Erlassen Sie mir die Antwort, Frau Generalin."

Sie betonte, vielleicht unwillkürlich, das Wort Generalin.

„Nein, nein! Ich bitte Sie!" sagte Emma von Branden.

„Wir kamen erst nach dem Kriege nach Deutschland, gnädige Frau."

„Um so unparteiischer wird Ihr Urtheil sein."

„Ich bin Jüdin!" sagte Rebekka.

„Und darum könnten Sie keine Vaterlandsliebe haben? Deutschland ist Ihr Vaterland!"

„Meine Eltern sind deutsche Juden, stammen von deutschen Juden ab. Ich bin in Amerika geboren, dort groß geworden, erzogen.“

„Aber unter Deutschen?“

„Unter Deutschen.“

„So ist Deutschland Ihr Vaterland.“

Rebekka sann nach.

„Oder wäre Ihnen Amerika zum Vaterlande geworden?“ fragte die Generalin.

„Wir waren immer fremd da.“

„So waren Sie Deutsche!“

„Ja“, sagte Rebekka.

„Und nun!“

„Mein Urtheil über den Krieg! Ah, gnädige Frau, ich konnte, obwohl ich Fremde in jenem Lande war, ein warmes Herz für den Bürgerkrieg haben, der dort wüthete, und ich hatte es. Der Krieg galt der Freiheit, der großen Einheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes, und er war dafür eine Nothwendigkeit. Der deutsche Krieg aber war ein Bruderkrieg für Eroberungsgelüste, gegen die Einheit des Vaterlandes, gegen die Freiheit des Volkes. Aber ich verletze Sie, gnädige Frau. Verzeihen Sie mir.“

Die Generalin hatte mit Heftigkeit nach der Antwort der Jüdin verlangt, mit Zähigkeit danach gedrängt.

Als Rebekka gesprochen hatte, war sie plötzlich sehr still; ihr Gesicht war bleich geworden; in den schönen Zügen zeigten sich Schmerz und Verwirrung, in den dunklen Augen Unruhe.

Der unruhige Blick fiel auf Ewald Kuhn.

Die beiden Frauen waren an dem Gasthofe angelangt.

Ewald trat aus der Thür des Hauses.

Sie standen auf einmal vor einander.

Dunkle Gluth strömte in das Gesicht der Generalin, leuchtete in ihren Augen.

„Ewald", sagte sie mit einer Stimme, die aus der Tiefe des Herzens drang.

Sie hielt ihm ihre Hand hin.

Er preßte seine Lippen darauf.

„Du hast mir verziehen, Emma?"

„Ewald, Du theuerer Ewald!"

„So führe mich zu Deinem Gatten."

Sie wollte seinen Arm nehmen.

Da fiel ihr Blick in ein strenges Gesicht, in ein paar finstere Augen.

Der Graf Seibold, der Oberst und Flügeladjutant des Königs, war Zeuge der Begegnung und kurzen Unterredung Ewalds und der Generalin gewesen. Er hatte, von ihnen nicht bemerkt, nahe hinter einem

der vor dem Gasthofe aufgestellten Wagen gestanden. Die Züge seines hageren Gesichts waren unbeweglich geblieben, nur seine Augen zeigten eine plötzliche Ueberraschung und wurden dann stechender und immer stechender, und als die Generalin ihren Arm in den des jungen Mannes legen wollte, trat er rasch vor, wie absichtlich, um gerade in diesem Momente gesehen zu werden, und er begrüßte im Vorbeigehen verbindlich die Generalin.

Emma stand eine Sekunde lang, nicht überrascht, aber unangenehm berührt von der plötzlichen Erscheinung der finsteren, stechenden Augen, die auf sie gerichtet waren. Dann nahm sie doch den Arm Ewalds, aber sie mußte unwillkürlich einen scheuen Blick auf den unheimlichen Mann werfen.

Sie ging mit Ewald zu dem Zimmer des Kranken.

Rebekka Martell hatte sich still entfernt.

„Weiß er, daß ich in Birkenfeld war?“ fragte Ewald die Generalin.

„Er weiß es. Aber Du mußtest um Sophiens willen so schleunig abreisen, daß Du, ohne ihn zu stören, ihn nicht mehr sehen konntest. Er wird Dich empfangen wie einen lieben Verwandten, wie einen tapferen Soldaten.“

„Ich danke Dir, Emma!“

Sie traten zu dem Kranken.

Er hatte eine ruhige Nacht gehabt. Seine Schmerzen hatten nachgelassen. Er war zur Weiterreise im Stande, schon fertig. So lag er in einem Lehnstuhl; der kranke, sorgsam eingewickelte Fuß ruhte auf einem Bänkchen. Dem Gesichte sah man die Leiden der letzten Zeit an; der Blick der ruhigen Augen war ernst, aber doch so klar und so ungebrochen. Den schön geformten weißen Kopf hielt er aufrecht.

Ein alter kranker Held hat etwas unendlich Ehrfurcht Gebietendes.

Als die Generalin zu ihm eintrat, zog ein glückliches Lächeln durch das klare, ernste Gesicht. Sie war sein Alles; er war ihr Alles. Das fühlte, das wußte er; das sprach sein glückliches Lächeln aus.

Als er dann den fremden jungen Mann an ihrer Seite sah — er hatte keine Ahnung von Ewalds Anwesenheit in dem Gasthofe gehabt — aber ein Blick auf die große Gestalt, ein Blick in die glänzenden, strahlenden Augen seiner Gattin sagten ihm Alles.

„Ewald Kuhn!" rief er.

„Er ist es!" sagte die Generalin.

Und das Gesicht des alten Soldaten leuchtete in der hellsten, in fast jugendlicher Freude, und so sprach er auch:

„Ah, ah, mein junger Held! Endlich, endlich sehe ich Sie! Sehe ich Dich, Dich, Dich! Wir sind ja Vettern. Ewald bist Du, bist Du mir. Und Fritz bin ich Dir. Kein alter Fritz. Wer könnte es wagen, sich den alten, nur einen alten Fritz nennen zu wollen? Aber ich bin ja wieder jung geworden, wenn ich Dich sehe. Und laß Dich besehen, mein junger, tapferer Held. Ja, Deine That war die tapferste in dem Kriege, und — ha, was ist denn das? Du hast den höchsten Verdienstorden verdient, der die Brust eines Soldaten zieren kann, und auf Deiner Brust sehe ich kein einziges Kreuz! Oh, hätten Sie Dich vergessen, übergangen! Ich schickte ihnen alle meine Orden zurück."

„Ich habe das Verdienstkreuz erhalten", sagte Ewald.

„Und Du trägst es nicht?"

Das war eine heikle Frage.

Die Generalin erbebte fast.

„Du trägest hier ja auch keinen von Deinen Orden, Fritz", sagte sie.

„Ach, der Andreas soll sie mir gleich bringen — nein, nur Einen, mein Verdienstkreuz, und dann nimmst Du Deines auch, Ewald, und keiner von uns hat vor dem Anderen etwas voraus, und die Leute sagen —"

„Ah!“ flog auf einmal ein Schmerzensschrei über seine Lippen.

Hatte die Aufregung den Schmerz in dem kranken Fuße geweckt? War es eine unvorsichtige Bewegung gewesen?

Er lächelte in dem Schmerze:

„Ja, ja, ich habe da etwas vor Dir voraus! Und Du hast noch lange Zeit, ehe Du das erreichst. Und wenn es zu Dir kommt, dann möge es Dich auch an der Seite eines so treuen, so liebevollen Herzens finden.“

Er nahm die Hand seiner Frau und küßte sie vor Liebe, vor Dankbarkeit.

„Und nun“, wandte er sich dann wieder zu Ewald, „welcher glückliche Zufall hat uns denn hier mit Dir zusammengeführt?“

„Ich bin auf einer Reise begriffen“, antwortete Ewald.

„Hast Du einen bestimmten Zweck?“

Ewalds Miene trübte sich.

Emma gab dem General einen Wink.

Der gutmüthige Mann wiederholte die Frage nicht, auf die er keine Antwort erhielt.

„Es ist Schade“, sagte er nur. „Wir gehen in das Bad, da hinten im Gebirge. „Wie schön wäre es, wenn Du uns begleiten könntest. Ich ginge dann

mit Freuden hin. Emma hätte Dich! Wir hätten Beide Dich, Du wärest ihre Freude, mein Stolz. Was meinst Du, mein junger Freund!"

„Was meinst Du, Ewald!" sagte auch Emma.

Sie sahen ihn Beide so aufrichtig bittend an.

Ich hatte ihr so wehe gethan, mochte es in seinem Herzen rufen.

„Ich begleite Euch!" sagte er.

„Brave Seele! Brave Seele!" rief der General.

Und Emma jauchzte laut auf:

„Wie glücklich machst Du uns!"

Und sie beugte sich über ihren Gatten, leise, um seinen Schmerz ja nicht wieder zu wecken, und innig beugte sie sich dann über den Kranken und küßte ihn.

„Du, Du hast ihn überwunden!"

Sie trafen ihre Anstalten zu der gemeinsamen Abreise und wie Emma und Ewald aus dem Zimmer des Kranken wieder heraustraten, kam Rebekka Martell ihr entgegen und die Generalin rief ihr zu:

„Er fährt mit uns. Er bleibt bei uns. Wie glücklich bin ich durch Sie, durch Sie, meine Freundin!"

Die schöne, klare Frau war zu einem glücklichen, fröhlichen Kinde geworden.

Die Jüdin erbleichte plötzlich; so sonderbar, als wenn ein Fieberfrost ihr durch den Körper ziehe.

Bald aber war Rebekka wieder das stolze klare Wesen, das sich ein freiwillig, ein schweres Opfer, eine bittere Pflicht auferlegt hatte und mit Muth und mit Freudigkeit das freiwillig Uebernommene tragen wollte.

Der Baron Martell hatte eins jener kleinen Nebengeschäfte seiner großartigen Unternehmungen zu Stande gebracht, die ihm manchmal einen größeren Gewinn abwarfen, als die großartigen Unternehmungen selbst und die bekanntlich einen solchen Reiz für ihn hatten, daß sie ihm öfters gar zur Hauptsache wurden. Die Edelleute hatten den Contract unterschrieben, und wenn auch die Unterschrift des Baron Neuhof fehlte, die sämmtlichen Anderen waren für diesen eingetreten, und der geschäfts- und rechtserfahrene Doctor Braun hatte dafür zu sorgen gewußt, daß es in durchaus rechtsverbindlicher Weise geschehen war.

Der Baron Martell war sehr zufrieden. Er wurde es noch mehr, als der Referendarius Helm noch am späten Abend ihm mitgetheilt hatte, wie Abraham Rosenstein dort auch die Contracte mit den Bauern zum endgültigen Abschluß gebracht habe. Er konnte dann herzlich lachen, als Helm ihm sein Abenteuer mit dem Baron Neuhof erzählte. Er hatte eine ganze hochlöbliche Ritterschaft — am Narrenseil geführt, sagte er sich. Es war eine Auffassung, die er sich so von jenseits

des Oceans mitgebracht hatte. Der jetzt an Deutschen geübte Betrug mochte ihm dabei allerdings in den Sinn kommen; aber ein Betrug muß vor allen Dingen bewiesen werden, und Abraham Rosenstein und Joseph Heimann waren die zuverlässigsten Menschen von der Welt. Der Referendarius Helm zwar? Er stand erst seit kurzer Zeit mit ihm in Verbindung, und er hatte ihn in dieser Verbindung als einen gewandten, fähigen und sehr brauchbaren Menschen kennen gelernt, aber auch als einen frechen und mindestens leichtsinnigen Burschen, dem es auf Treue und Glauben nicht viel anzukommen schien und dem auch wohl ein Verrath nicht besonders schwer wurde, wenn es ihm Vortheil brachte, oder wenn er gar nur die Leute damit umgarnen konnte. Und Helm konnte ihn verrathen. Er hatte den brauchbaren Menschen zu Mancherlei gebraucht; er hatte ihn dabei Mancherlei müssen sehen lassen, und Manches hatte der verschlagene Helm gesehen, ohne daß der Baron nur eine Ahnung davon haben mochte. Allein auf alle Fälle stand dann das Zeugniß des Verräthers allein da und galt um so weniger, da Helm eben der freche und leichtsinnige Mensch war und ihm gegenüber alle jene Fürsten und Herzöge und Grafen mit ihrem mächtigen Worte auch für den Baron eintraten.

So hatte der Baron Martell nach der verbrachten Arbeit des späten Abends vortrefflich geschlafen, wie es nicht immer der Fall war, wenn man der bösen Welt glauben wollte, die da wußte, daß er manche lange Nacht im Bette sich herumwerfen und stöhnen und ächzen müsse, in Sorge und Angst um seine großartigen Unternehmungen und das Geld dazu und alle die verschiedenen Manöver dafür.

Eine besondere Freude hatte ihn noch hier überrascht, eigentlich eine doppelte.

Mit seiner jüngeren Tochter Rebekka war von dem Momente an, da er sie mit dem Extrazuge eingeholt und zurückgebracht hatte, so ganz und gar eine Veränderung vorgegangen. Klar deuten konnte er diese und ihren wahren Grund zwar nicht; aber eins sah er deutlich: mit der Leidenschaft, Liebe oder Thorheit Rebekkas für Joseph Heimann, den armen Juden, den Commis, war es vorbei. Und das war ihm genug. Um das Weitere machten ihn Rebekkas Stolz und Schönheit unbesorgt; jener mußte ihm diese verwerthen, ihm.

Eine zweite Freude hatte ihm seine ältere Tochter bereitet, eine unmittelbarere, freilich aber eine nicht so ganz uneigennützige.

Sarah — Sabina hatte den famosen Grafen Sternwald erobert. Aber —

„Sarah?" fragte sich der Baron selbst. „Ist es nicht vielmehr mein Geld?"

Und daran knüpfte er vielleicht weitere Fragen:

„Was ist mein Geld? Ist es mehr als mein Credit? Und was ist mein Credit anders als mein Name? Und was ist denn mein Name? Ein Schein, ein Meteor, das plötzlich am Himmel auftaucht, ein paar Sekunden lang — zu Minuten bringen solche Dinge es nicht — aufsteigt, auffliegt, und dann in nichts verschwindet, zerplatzt, zerstiebt, gewesen ist."

Dann hatte er doch zuletzt wieder seinen Trost:

„Wenn er auch kein Geld hat, so ist er doch ein Graf, und wenn er auch ein Geck ist, so gehört er doch einem alten, vornehmen Hause an. Und noch ist mein Name da, also Credit und Geld, und ein gräflicher Schwiegersohn befestigt mir Beides."

Das wiederholte er sich am anderen Morgen, als er nach der vortrefflich durchschlafenen Nacht aufwachte.

Und wie er dann durch das Fenster blickte, stand seine Doppelfreude auf einmal leibhaftig und lebendig vor ihm.

In dem Bosket drunten am Berge spazierten Arm in Arm Sarah und der Graf Sternwald, und die

kleine runde Sarah war so glücklich und der famose Graf so zärtlich.

„Und“ — sagte sich verwundert der Baron Martell, „sie ist wahrhaftig schon aufgestanden und hat ihre Toilette schon gemacht, und sonst kommt sie vor elf nicht aus den Federn.“

Auf dem Platze vor dem Gasthofe aber standen beisammen, Hand in Hand, Auge in Auge die beiden schönen Gestalten Rebekka und Ewald Kuhn.

„Gottes Wunder!“ mußte der Baron Martell ausrufen.

„Herr von Kuhn! Der Baron Kuhn mein Schwiegersohn! Für ihn wird sie Christin! Sie muß es werden! Sie muß, sie muß! Der Baron Kuhn mein Schwiegersohn! Ich bin ein gemachter Mann! Wer will mir noch was? Der General von Branden mein Vetter! Ah, ah, und wie schön sie ist, und wie stolz! Sie Beide, Beide! Welch ein Paar! Ich bin ein gemachter Mann!“

Da sah er aber etwas Anderes, und er erblaßte, wurde kreideweiß; das Gesicht war ihm plötzlich so sonderbar klein geworden, die Brust sank ihm ein; die Kniee schlotterten ihm; er mußte mit beiden Händen nach dem Fensterkreuze greifen, um sich zu halten.

Zwei Wagen waren auf den Gasthof zugefahren,

sie kamen von der Partie am Rosenthal her; der zweite fuhr hundert Schritt hinter dem ersten. Der erste war ein bäuerlicher Leiterwagen, der zweite eine herrschaftliche Carosse. Beide waren offen; in jedem saß nur ein einzelner Herr; auch der Leiterwagen fuhr einen Herrn, keinen Bauer. Die scharfen Augen des Baron Martell erkannten beide Herren, zuerst den in dem ersten Wagen; es war der Referendarius Helm.

Der lange Referendarius sah so sonderbar, so ernst, so bedenklich aus, und als er den Baron hinter dem Fenster erblickte, machte er mit so kläglicher Miene Handbewegungen nach rückwärts, daß der Baron nach dem schauen solle, was hinter ihm herkomme. Und da blickte der Baron nach dem Herrn in dem zweiten Wagen, und das Herz schien ihm erstarren zu wollen und alles Blut wich aus seinem Gesichte und er mußte sich an dem Fensterkreuze halten.

Und während er sich an diesem noch hielt, war Jemand die Treppe zu ihm heraufgestürzt, seine Thür wurde aufgerissen und der Referendarius Helm stand neben ihm.

„Haben Sie gesehen, Herr Baron?"

Der Baron Martell hatte sich vollständig wieder gefaßt. Er gehörte zu den Menschen, die Etwas plötzlich ganz und gar niederwerfen kann. Sie sind von

Haus aus starke, feste Naturen, mit einem Nervensystem, das früher durch nichts erschüttert werden konnte. Sie haben dann aber in einem vielfach bewegten Leben Allerlei durchmachen müssen; sie erwarben große Reichthümer, sie waren wieder bettelarm; sie hatten Macht und Ansehen, sie mußten vor dem Licht, vor den Menschen fliehen; sie waren vor Niemand sicher gewesen, Gendarmen, Polizei und Gerichtsdiener suchten überall nach ihnen. Von Gewissen war bei ihnen keine Rede, desto mehr verzehrten sie Tag und Nacht sich in den Sorgen um die Existenz, und in der Angst für — den Hals. Das ruinirt auf die Dauer die festesten Nerven.

Aber immer bleibt ein Rest von Kraft in ihnen zurück, und es ist eine bewunderungswürdige, wunderbare Kraft. Sie waren in dem Momente vorher durch irgend ein plötzliches Ereigniß niedergeschmettert; die Stimme, die Augen, die Glieder versagen ihnen den Dienst; die Kniee brechen ihnen ein; eine allgemeine Lähmung, eine völlige Ohnmacht will sie leblos hinstrecken, widerstandlos dem Verfolger, dem Schicksale, dem Henkerbeile überliefern. Mit einem Ruck raffen sie sich auf, ermannen sie sich. Durch das Gehirn ging das Gebot eines eisernen Willens; durch den ganzen Körper ziehen die Nerven sich wieder fest an, die Seh-

nen spannen sich, die Muskeln werden zu Stahl. Sie sind gerettet.

„Und?“ fragte der Baron Martell ruhig, kalt, vornehm den Herrn Helm.

„Teufel!“ sagte der lange Referendarius und er war gleichfalls wieder die Ruhe selbst, und auch sein Hohn war wieder da, so weit er hier zum Vorschein kommen durfte.

„Teufel, Herr Baron! Mich geht der Mensch nichts an. Von mir will er nichts. Aber soll ich Ihnen etwas erzählen, ehe er hier oben ist?“

„Was haben Sie?“ fragte der Baron doch.

„Ich komme von Weißenkirchen. Es war da gestern Abend Allerlei passirt, oder eigentlich in der Vorbereitung. Da mußte ich wieder nachsehen. Und — Sie fragen nicht, was ich fand, Herr Baron?“

„Sie hatten mir gemeldet, daß Alles in Ordnung ist“, sagte der Baron.

„Was die Contracte mit den Bauern betraf.“

„Ich wüßte nicht, was es sonst da gegeben hätte.“

„Alle Wetter, der alte Abraham Rosenstein war rabirt. Und darum wird auch Jener hinter mir hier sein. Abraham Rosenstein will sich den Hals abschneiden.“

„Was! Wie!“

„Wie? Mit einem Messer! Mit einem Rasirmesser wohl nicht, weil die Juden —“

„Herr Helm, Ihre Witze sind hier überflüssig.“

„Sie ändern freilich nichts. Der Herr von Heimbach kommt doch um sein Geld.“

Die Augen des Barons wurden plötzlich groß.

„Was?“ rief er.

Man hörte einen raschen Schritt die Treppe heraufkommen.

„Da ist er schon!“ sagte Helm. „Und er läßt sich nicht einmal vorher anmelden! Ja, ja. Aber noch einige Worte, Herr Baron, bevor er eintritt. Sie sind zu Ihrer Orientirung. Kennen Sie Esther Rosenstein, die Tochter des alten Abraham?“

„Was soll die Frage?“

„Kennen Sie das Mädchen?“

„Nein!“

„Sie trägt ein Kind unter dem Herzen.“

„Was geht das mich an!“

„Ihr Verführer ist der Baron Heimbach!“

Damit verließ der Referendarius Helm das Zimmer durch eine Seitenthür.

Durch die Hauptthür trat Jemand in das Zimmer. Es war ein Herr in mittlerem Alter, vornehm,

von einnehmendem Aeußeren, mit einem sicheren und ruhigen Wesen.

Er hatte in dem zweiten der beiden Wagen gesessen, die auf den Platz vor den Gasthof gefahren waren.

Er trat mit seiner ganzen vornehmen, ruhigen und kalten Haltung in das Zimmer.

„Guten Morgen, Martell!“

Der Herr von Martell hatte die volle Herrschaft über sich selbst wieder gewonnen. Er richtete sich vornehm auf gegen den Eintretenden; er maß ihn mit einem strengen Blick.

„Du bist wieder hier?“

„Wie Du siehst“, war die Antwort. „Ich komme Dir wohl ungelegen!“

„Ich wüßte nicht. Ich brauchte ja nur durch meine Bedienten Dich aus dem Zimmer werfen zu lassen.“

Der Andere lachte:

„Das Geld bläst Dich auf, Moses Levi, raubt Dir den Verstand, läßt Dich den Degen verkehrt anfassen. Der Jude wird von dem Edelmann aus dem Zimmer geworfen, nicht der Edelmann von dem Juden. Das ist eine Weltordnung, die auch Moses Levi als Baron Martell nicht umstoßen wird. Du wolltest mir

imponiren; Du machtest Dich nur lächerlich. Fahre so nicht fort. Du kennst mich. Alexander von Heimbach hat Dich in seiner Hand, kann Dich ruiniren."

Es war der Baron Alexander von Heimbach, der so mit dem Baron von Martell sprach; und während er sprach, blieb er vornehm und ruhig und gemessen, aber in seinen Augen zeigten sich eine Falschheit, eine Tücke, eine Bosheit, die selbst einen festen und ehrlichen Mann hätten besorgt machen können.

Der Baron Martell behielt wenigstens ein sorgloses Aeußere.

„Höre, Heimbach", sagte er, „mich dünkt, Du hättest mich lange und genau genug kennen gelernt, um zu wissen, wie Prahlereien und Drohungen bei mir nichts ausrichten, am allerwenigsten, wenn sie von Dir kommen."

Auch der Herr von Heimbach blieb ruhig.

„Ja, wir kennen uns", sagte er, „und wie Du weißt, daß meine Drohungen keine leere zu sein pflegen, so habe ich Dich in Situationen gesehen, in denen Du so vollständig den Kopf verloren hattest, daß — nun, daß es Dich eben den Kopf gekostet hätte, wenn ich nicht Dein Retter geworden wäre. Vergiß das nicht, ich rettete Dich; ich errettete Dich von dem Strick, mit dem sie, wie in England, so auch in Amerika verzweifelt

schnell bei der Hand sind. Vergiß es nicht, um Dich zugleich zu erinnern, daß Alexander von Heimbach, wie er den Moses Levi von dem Galgen rettete, so den Baron von Martell mindestens in das Zuchthaus bringen kann. Und nun kommen wir zur Sache, nämlich zu dem, was mich hierher geführt hat. Du wünschest doch zu wissen, warum ich zurück bin?"

Der Herr von Martell antwortete auf die Frage:

„Handlungen der Ehrlosigkeit tragen ihre Erklärung in sich selbst. Du hast Dein Ehrenwort gebrochen, um Geld von mir zu erpressen."

„Hm", sagte der Herr von Heimbach, „was Ehre und Ehrlosigkeit betrifft, so läßt sich darüber mit Moses Levi nicht streiten, wenn er auch einen andern prunkhaften Namen führt. Was aber das Erpressen anbelangt, so habe ich das Wort schon öfters in dem Munde böser Schuldner gehört, die ihren Verbindlichkeiten nicht nachkommen wollen."

In dem Baron Martell zuckte es. Er war ein rasch entschlossener, er war auch ein heftiger, leidenschaftlicher Mensch. Lag es in seinem Nervensysteme, oder in seinem orientalischen Blute! In dem orientalischen Charakter wäre, nach dem Referendarius Helm, die Herrschsucht ein hervorstechender Zug; der Baron Martell war zudem ein Mann, der in der Lage sich

befand, Herzöge und Fürsten von sich abhängig zu machen. Und er sollte sich hier ruhig und geduldig der Verhöhnung, der Verachtung eines Menschen unterwerfen, der zu ihm immer in einem Verhältnisse der Abhängigkeit gestanden, den er nur als seinen Agenten, seinen Commis gebraucht hatte, gar nur zu Handlungen und Geschäften, die er keinem Manne von Rechtlichkeit und von Ehre zumuthen konnte? Aber gerade dies war es! Und der Herr von Heimbach wußte es und sah es und sprach es aus.

Der Herr von Martell nahm sich zusammen.

„Du wirst lächerlich!“ sagte er nur.

Auch der Herr von Heimbach behielt seine volle Ruhe.

„Lächerlich!“ sagte er. „Diesmal drückst Du Dich verkehrt aus. Gefährlich! solltest und wolltest Du sagen. Und wer und was könnte mich zurückhalten, von hier mit dem nächsten Zuge zur Residenz zu fahren und dem Staatsanwalte einige Ereignisse aus einem thatenreichen Leben mitzutheilen! Nur aus den paar Jahren, die Du wieder in Europa zubringst, und auch nur aus deutschen Landen! Zum Beispiel das, was sich gestern hier und gleichzeitig in Weißenkirchen zugetragen hat. Ferner, wie es sich eigentlich mit dem Contract über das Gut Birkenfelde verhält, was sogar der König gerne

wissen möchte. Ich kann ihm, dem Staatsanwalt, weiter mittheilen, wie Du den alten Schwindler Woodbridge aus England kommen ließest und ihm anständige Kleidung kauftest, daß er als Gentleman auftreten konnte; wie er dann als Dein Mitunternehmer bei dem Bau der Nordwestbahn auftreten mußte, wie er von dem Maschinenbauer für hunderttausend Thaler Utensilien kaufte — mit Kleinigkeiten gibst Du Dich nicht ab, da Du mit dem Sprichworte meinst, daß nur die kleinen Diebe gehängt werden. — Der Gentleman hatte auf Deinen Namen gekauft; man hatte ihm und Dir getraut. Er hatte auch auf Credit gekauft. Auf einmal war er fort. Der Maschinenfabrikant wollte sich wegen seines Geldes an Dich halten; aber er konnte nicht beweisen, daß Du dem Mr. Woodbridge eine Vollmacht ertheilt hattest, und Du vermochtest einen notariellen Kontrakt aufzuweisen, durch den er die Sachen an Dich verkauft hatte und in dem er über den Kaufpreis Dir quittirte. Ich kann den Mr. Woodbridge herbeischaffen. Endlich, um zum Ende zu kommen, sah ich bei meiner Ankunft hier die Equipage und die Dienerschaft des Generals von Branden; so wird ja auch der General selbst hier sein, und was meinst Du, wenn ich ihm die Details der Geschichte von dem Birkenfelder Gutskauf erzählte! Ich ersparte

mir die Reise zur Residenz. Diese letztere Geschichte könnte freilich mich selbst compromittiren, aber — die Rache ist süß. — Nun — Du schweigest? Du verstummst? Du hast mir nichts zu sagen, nichts zu erwidern? Bin ich Dir noch lächerlich?"

Der Herr von Martell stand in der That in tiefem stummen Nachdenken. Er hatte auf alle Fragen des Barons Heimbach keine Antwort.

„Ja, Du siehst Dich verloren", fuhr dieser fort. „Ich bin Dein Herr und Meister geworden. Die Rollen haben sich umgekehrt. Ich war früher Dein Diener, drüben unter Yankees und dem Pflanzergesindel. Ich kam als ein armer Teufel hin; Du wußtest mich an Dich zu fesseln, mit meinem alten Adel, meiner Figur, meiner Gewandtheit; ich gewann Dir Tausende; Du versprachest mir Tausende; das war Deine Belohnung. Wir mußten dann fort; Du weißt warum; es wäre uns an den Hals gegangen, wenigstens Dir. Wir kamen hierher. Wir kannten hier einander nicht; so konntest Du auch hier mich weiter verwerthen. Die Birkenfelder Geschichte drohte aber wieder halsbrechend zu werden; sie war es, sobald man von einer Verbindung zwischen uns Beiden erfuhr; sie wird es in dieser Stunde, ohne daß ich zu dem General gehe, sobald man mich nur bei Dir sieht. Da mußte ich fort.

Du gabst mir das Lumpengeld von zehntausend Thalern, und wiesest mir dann für sechzigtausend Thaler Vögel auf den Bäumen, indem Du für mich das Leben des schwindsüchtigen Abraham Rosenstein versichertest. Der alte Jude will sich jetzt das Leben nehmen, hat es wahrscheinlich in diesem Augenblicke schon gethan, und ich bekomme nichts, bin um mein Geld geprellt. Da soll ich —"

Der Baron Martell hatte endlich die Sprache wieder gefunden, plötzlich; es war ihm ein unverdienter Vorwurf gemacht.

„Warum hast Du ihm seine Tochter verführt!" sagte er.

Der Herr von Heimbach aber sah ihn groß an.

„Hatte ich mich gegen Dich verpflichtet, das nicht zu thun?"

Darauf hatte der Herr von Martell keine Antwort, und der Andere fuhr fort:

„Verlieren wir keine unnütze Worte weiter, Freund Moses Levi oder Baron Martell. Ich muß endlich meinen lange und sauer verdienten Lohn von Dir haben und — die Rache ist süß. Ich komme also zur Sache. Ich muß Dein Schwiegersohn werden."

Der Herr von Martell machte doch einen Satz.

„Wie! Was!" rief er wieder.

„Sprach ich nicht deutlich?" sagte der Herr von Heimbach.

„Du bist rasend, Du bist verrückt!"

„Warum lässest Du mich denn nicht aus der Thür werfen? Du drohtest es mir ja vorhin! Du hast Bedienten genug hier, und ich käme um so schneller zum General Branden."

Dem Herr von Martell war der Schweiß auf die Stirn getreten.

„Fordere Geld!" sagte er.

„Später, als Mitgift Deiner Tochter."

„Sei kein Narr!"

„Ist man närrisch, wenn man Dein Schwiegersohn werden will?"

„Zum Teufel, laß mir Bedenkzeit."

„Zur Wahl zwischen Sarah und Rebekka?"

„Satan!"

„Ah, Du erkennst mich als Deinen Herrn und Meister an! Ja, ich habe bei Dir gelernt, und der Schüler überholt zuweilen den Lehrer. Indeß, ich habe mich besonnen, Du bittest um Bedenkzeit; sie sei Dir gewährt. Entgehen kannst Du mir nicht. Sprich mit Deinen Töchtern, welche von ihnen Freifrau von Heimbach werden will. Mir ist es im Grunde gleich; ich will nur Dein Schwiegersohn werden. Die schöne

Rebekka freilich! Aber sie ist noch Jüdin, und wird um meinetwillen nicht Christin werden wollen, und in diesem christlichen Staate darf ein Christ keine Jüdin heirathen. Ich könnte allerdings Jude werden. So bliebe denn nur Fräulein Sarah oder Sabina übrig. Doch, sprich Du mit Beiden. Wann werde ich Deinen Entschluß erfahren? Noch Eins! Hochzeit können wir in Deutschland nicht machen. Man darf ja nicht wissen, daß wir Beide mit einander in Verbindung stehen, von wegen der Birkenfelder Geschichte. Du siehst, ich bin für Deinen Ruf besorgt; einem guten Schwiegersohn kommt das zu. Wir lassen uns also in England trauen. Du bist noch englischer Unterthan. Du selbst darfst zwar nicht hinkommen; sie würden Dich dort hängen, wenn sie Dich hätten. Aber zur Trauung ist nur das Brautpaar nöthig. Und mit meiner jungen Frau und Deinem Gelde bleibe ich in England. Du bist doch einverstanden!"

„Geh' zum Teufel!" rief der Herr von Martell.

„Oh, Deine Tücken kommen wieder über Dich. Nun, die besseren Gedanken werden schon zurückkehren. So in acht Tagen etwa? — Du sagst nicht nein! Ich werde heute über acht Tage bei Dir sein. In der Residenz! Lebewohl!"

Damit verließ der Baron von Heimbach den Baron von Martell.

Zweites Kapitel.

Allerlei Invaliden.

Am Tage war es heiß gewesen. Als die Sonne unterging, erhob sich von den Bergen ein leichter Wind, der leise, aber dennoch frisch in das Thal hinein wehete.

Die Generalin von Branden sah ihren Gatten besorgt an.

Die Beiden befanden sich vor der Thür ihrer Wohnung.

Sie hatten sie am Ende des Badeortes gefunden, ein reizendes Landhaus in einem Garten mit Lauben, Blumenbeeten, Spalieren von Pfirsichen, Aprikosen, Kirschen und Birnen, umgeben von ähnlichen kleinen Wohnungen in ähnlichen Gärten. Sie hatten das ganze Haus gemiethet. Sie lebten dort fern von dem

Geräusche des Badelebens und nahe genug bei dessen Bedürfnissen und Annehmlichkeiten.

In einem der benachbarten kleinen Häuser hatte Ewald Kuhn seine Wohnung genommen.

Der Graf Seibold war nur wenig mit ihnen in Gesellschaft gewesen. Er hatte seinen eigenen Wagen [illegible]h. In dem Wagen des Generals hatte nur [illegible], die Generalin und Ewald Platz. Der General bedurfte in seiner mehr liegenden Lage des ganzen Sitzes im Fond: Emma und Ewald saßen ihm gegenüber. So fuhr der Oberst in seinem Wagen, und sie sahen ihn nur auf den Stationen. Er war übrigens hier der dienstfertige Untergebene des Generals, respectvoll gegen die Generalin, höflich gegen Ewald Kuhn. Als er sich im Bade von ihnen verabschiedete, sah man dennoch der Generalin an, daß es ihr leichter um das Herz geworden sei; für Ewald war der Abschied ein gleichgültiger, und der General schien fortan ungezwungener in seinem Benehmen zu sein.

Ewald lehnte das Zusammenleben im Bade mit seinem neuen Freunde und seiner schönen Cousine ab.

„Ich bin ein unruhiger, unsteter Mensch. Sie, General, bedürfen der Ruhe; ich würde sie Ihnen stören. Aber ich werde in Eurer Nachbarschaft bleiben,

und so oft und so lange Ihr mich haben wollt, bin ich bei Euch."

Sie gaben ihm nach, sie unterwarfen sich ihm.

Er war der Höhere unter ihnen, aber er wußte es nicht; er blickte zu ihnen hinauf als zu den höheren, edleren und besseren Naturen. Der General war ihm das Ideal eines eben so tapferen wie humanen Feldherrn, eines Mannes, der den Ruhm wie den Schmerz ertragen konnte. Emma war die Milde, die Treue, die aufopfernde Liebe selbst. Ihr Zusammenleben war ihm das Muster des Lebens zweier Gatten, von denen jeder nur für den anderen da sein will uud da ist.

So liebte, so verehrte er sie, so wollte er wieder nur für sie Beide da sein.

Sie liebten ihn wieder und sie mußten unwillkürlich bald in ihm den Höheren anerkennen, seinen klaren Geist, sein hohes Herz, seinen starken Willen, bei dem Allem sein unverdrossenes Wissen. ?.

„Wir sind Vettern, werden wir Brüder!" hatte der General zu ihm gesagt.

„Lassen Sie mich aufrichtig sein, General", erwiderte ihm Ewald. „Ich verehre Sie wie einen Vater, da können Sie nicht mein Bruder sein; aber ich will Ihr Sohn sein."

„Alle Wetter", lachte der General, „was sagst

Du dazu, Emma? Er ist zwei oder drei Jahre älter als Du!"

„So werde ich seine Mutter sein", antwortete Emma. „Er ist kaum zwei Jahre älter als ich; da bin ich als Frau zehn Jahre älter als er."

Sie blieben so beisammen, fast so.

General und Sie, sagte Ewald zu dem General, der General sagte zu ihm Ewald und Du und Emma stand wie in der Mitte zwischen ihnen und sagte zu Beiden Du. Aber sie war doch dem jungen Vetter keine Mutter, und der kranke, alte, greise General konnte der Vater, konnte der Großvater der in der wunderbaren Schönheit blühenden jungen Frau sein.

Ob Ewald darum nicht hatte zu ihnen ziehen wollen?

Emma hatte den General besorgt angesehen, als bei dem Untergange der Sonne der Wind frisch von den Bergen herunterkam.

Der General gewahrte den Blick.

„Es ist noch so schön hier", sagte er bittend.

„Aber gefährlich für Dich", erwiderte sie, „darf ich den Andreas rufen?"

„Unter einer Bedingung!"

„Sie wäre?"

„Daß Du noch hier zurückbleibst! Was mir Gefahr bringen kann, ist Dir Erholung, Bedürfniß.“

„Ich werde hierher zurückkehren“, entschied die Generalin.

Sie erhob sich, schritt zum Hause und rief den Bedienten.

Die beiden Gatten hatten allein in dem Gärtchen gesessen, der General in seinem Rollstuhl, die Generalin neben ihm in einem Sessel.

Der Diener rollte den Stuhl des Generals in das Haus zurück. Die Generalin ging sorgsam an der Seite des Gatten.

Erst nach einer Weile kehrte sie in die nach der Schwüle des Tages doppelt erfrischende kühlere Abendluft des Gärtchens zurück. Sie nahm wieder ihren Sessel ein. Ihr Blick senkte sich träumend in den Abend, der dunkler wurde. Dann schien eine innere Unruhe die Träume verscheucht zu haben. Oder hatten die Träume die Unruhe erzeugt? Sie schaute und horchte nach dem Hause, nach der Straße, die an dem Gärtchen vorüberführte, nach dem Pförtchen, durch das man in den Garten gelangte. Sie mußte Jemanden erwarten.

Nach einiger Zeit vernahm sie einen Schritt. Er nahte sich dem Gärtchen, von dem Badeorte her.

Die Generalin erkannte ihn; sie erkannte ihn schon, als er noch fern war. Sie wurde unruhiger; es war, als ob eine Ungewißheit, Unsicherheit sich ihrer bemächtigt habe. Sie wollte aufstehen, sie blieb sitzen. Sie richtete ihre Blicke nach dem Hause, sie warf sie nach dem Pförtchen des Gartens. Der Schritt hatte das Pförtchen erreicht, stand vor ihm still.

Sie sprang auf. Sie ging zu dem Pförtchen, zögernd erst, dann rasch.

Das Pförtchen öffnete sich; eine hohe Mannesgestalt war eingetreten.

Die Generalin und Ewald Kuhn standen einander gegenüber.

„Du kommst allein, Ewald?"

„Rebekka blieb im Gasthofe."

„Sie kam also mit Dir?"

„Mit ihr noch Jemand."

„Hast Du Zeit, mir zu erzählen?"

„Ich kam zu Dir hierher, um Dir zu berichten."

„Erzähle."

Sie gingen zu einer Bank in einer Laube des Gärtchens.

Ewald Kuhn hatte acht Tage vorher einen Brief von Rebekka Martell aus dem Gasthofe zum Rosenthal erhalten. Sie hatte ihm geschrieben, sie wünsche nach

dem Bade zu kommen; es sei ihr ein Bedürfniß, sich mit ihrer neuen Freundin, Emma von Branden, auszusprechen. Sie bat Ewald, die Generalin zu fragen, ob sie ihr angenehm sein werde. Will mich Emma, schloß der Brief, so werden auch Sie erfahren, was es mit mir ist, will sie es nicht wissen, so wird mein Herz es allein tragen.

„Wird sie Dir angenehm sein?" hatte Ewald die Generalin gefragt.

Die Generalin hatte geantwortet:

„Für mich würde es der Frage nicht bedürfen. Aber mein Mann? Sie ist die Tochter des Mannes, auf den der Betrug mit Birkenfelde zurückfällt, jener Handel, in welchen der Name meines Mannes verwickelt ist. Ich werde ihn fragen."

Sie war zu ihrem Gatten gegangen.

„Rebekka Martell will hierher kommen, bei mir Trost für ihr gedrücktes Herz suchen."

„Und ich soll Dir erlauben, sie aufzunehmen?"

„Darf ich Dich darum bitten?"

„Höre Emma, wer Rebekka Martell sieht, der spricht sie frei von jedem Antheil an den Schwindeleien ihres Vaters, und wer sie bei uns sieht, spricht um so eher auch mich frei."

Die Generalin theilte die Worte ihrem Vetter mit.

„Rebekka wird uns willkommen sein, Ewald.“

Ewald erwiderte:

„Ich danke Dir für sie, Emma! Ich werde noch heute fahren, sie abzuholen.“

Es war doch, als wenn dann Emma auf einmal etwas wie einen Stich im eignen Herzen gefühlt hätte; sie war seitdem träumerisch; sie wurde dann oft von einer sonderbaren Unruhe befallen, sie erwartete mit Ungeduld die Rückkehr Ewalds.

Sie waren seit vierzehn Tagen in dem Bade, als der Brief Rebekkas ankam.

Sie hatten still und zurückgezogen gelebt, keine einzige Badebekanntschaft gemacht. Der General mußte die Bäder gebrauchen, den Brunnen trinken. Seine Schmerzen hatten bedeutend nachgelassen; in den letzten Tagen war er ganz von ihnen befreit. Er mußte um so regelmäßiger seine Kur fortsetzen, um so mehr sich in Acht nehmen. Ewald theilte mit Emma die Sorge um ihn. Die eine Sorge rief so manche kleinere Sorgen hervor, die sie gemeinsam übernehmen mußten, oder einander erleichterten. Das war ihnen zur Gewohnheit geworden, und es war ihnen eine so süße Gewohnheit. Gerade die kleinen Sorgen und Mühen

schleichen, wenn zwei Herzen sie gemeinsam tragen, in die Herzen so still und süß und tief sich ein, so oft gleich Liebesgöttern, wenn die Herzen jung sind.

Ewald erzählte der Generalin.

Er hatte Rebekka im Rosenthal angetroffen.

„Sie kommen selbst, Herr von Kuhn? Ich darf nicht zu Ihnen kommen?“

„Ich bringe Ihnen die Bitte Emmas, mich zu ihr zu begleiten.“

„Ach sehen Sie, da war ich doch, auch ich, die Jüdin, die sich überall zurückgesetzt glaubt. Aber nein, nicht von Ihnen, nicht von Emma von Branden! Es war ein unbedachtes Wort, das ich ausrief. Und, brechen wir gleich auf. Werden Sie mit mir eine zweite Reisegefährtin begleiten?“

Ewald sah sie doch im ersten Augenblick fragend an.

„Esther!“ sagte sie. „Esther Rosenstein! Ich konnte, ich kann die Unglückliche nicht verlassen.“

„Sie war ja auch mein Schützling geworden“, sagte Ewald. „Sie soll es ferner sein.“

„Wir Beide werden sie beschützen, Herr von Kuhn.“

Sie öffnete die Thür eines Nebenzimmers.

„Wir fahren, Esther!“

„Ich habe Alles angehört“, sagte weinend die Unglückliche. „Wie dankbar bin ich Ihnen Beiden!“

Sie fuhren zusammen nach dem Badeorte.

Ewald brachte dort Rebekka und Esther in einen Gasthof. Esther bedurfte der Ruhe; Rebekka wollte sie nicht verlassen, Ewald ging zu der Generalin.

„Darf ich morgen Rebekka zu Dir führen? Es ist etwas mit ihr vorgegangen zwischen ihr und ihrem Vater. Sie will es uns mittheilen; wir müßten es wissen. Unterwegs hatte sie keine Gelegenheit dazu; Esther dürfe es nicht wissen, konnte sie mir nur sagen.“

„Sie wird mir willkommen sein“, erwiderte die Generalin.

„Und Esther Rosenstein?“ fragte sie dann.

„Ihr mußten wir versprechen, daß Niemand sie hier sehen, daß kein Mensch nur von ihrer Existenz erfahren solle. Ich werde morgen für Rebekka und sie die abgelegenste, verborgenste Wohnung miethen, die ich auffinden kann.“

„In unserer Nähe“, bat die Generalin. „Rebekka ist eine starke Natur, an der wir uns aufrichten werden und der armen Esther werden wir wieder ein Trost mehr sein.“

Die Generalin sprach die Worte mit einer eigen=

thümlichen Bewegung, mit einer gewissen inneren geheimen Furcht, wie die klare und selbst so starke kräftige Frau sie noch nie gezeigt haben mochte.

„Die arme Esther", sagte sie dann, „nimmt mein ganzes Mitgefühl in Anspruch. Und in so besonderer Weise. Es ist mir, als wenn sie und ihr trauriges Schicksal in unser Schicksal, in unser Leben eingreifen müsse."

„Auch Du, Emma?" rief Ewald plötzlich.

Sie sah ihn überrascht an.

Er schwieg auf ihren Blick.

„Darf ich Deinen Mann begrüßen?" fragte er.

„Gehen wir zu ihm."

Sie gingen in das Haus zu dem General.

Der kranke Greis richtete sich hoch auf, als er Ewald sah.

„Ah, mein junger Freund, sieh, wie ich Fortschritte mache. Ich kann gerade sitzen ohne Schmerzen. Ich kann den Fuß aufheben, bewegen. In wenigen Tagen werde ich gehen können. Das danke ich Euch, Euch Beiden —"

„Ihrer kräftigen, eisernen Natur, General!"

„Nein, nein, Euch Beiden! Eurer Liebe, Eurer — Ach, wenn ich Euch nur sehen kann, geht mir das Herz auf und das alte Ding wird jung mit Euch,

und — Aber Eins ist Schade! An Dir, Ewald! Warum konntest Du nicht Soldat werden? Ich sehe, wie Dein Gesicht sich verfinstert. Ich weiß, was Du mir sagen willst. Berufssoldat, Eroberungskrieg? Du hast Recht, doppelt, dreifach Recht. Aber ein alter Soldat kann doch nun einmal nicht davon lassen, und wenn er einen jungen Helden sieht, so meint er, der müsse werden wie er, und Du würdest noch mehr werden, Du — Aber ich muß wohl schweigen. Ich lese schon in Deinen Augen Deine Erwiderung: Mehr und nichts! Kriegs- und Schlachtenruhm sind Dir, was Krieg und Schlachten sind, Kreuz, Jammer und Elend, der Fluch der Menschheit. Und Du hast Recht, auf Deinem Standpunkte, aber ich kann nicht anders auf dem meinigen und ich will Dir auch zugeben, daß Du die Eva bist, die noch nicht von dem Apfel gekostet hatte und ich — Aber kommen wir auf etwas Anderes. Hast Du die schöne stolze Rebekka hergebracht?"

„Mit einer Freundin", sagte Ewald.

„Einer Unglücklichen", setzte die Generalin hinzu.

„Sie soll bei uns und mit uns glücklich werden. Hat Dir Emma schon erzählt, welchen Fund sie hier während Deiner Abwesenheit gemacht hat?"

„Wir haben nur wenig mit einander gesprochen."

„Sie hat einen armen Invaliden hier gefunden,

einen jungen Krüppel, auch mit einer braven und bildschönen Frau. Er kannte Dich. Er war mit Dir in einer Schwadron. Braun heißt er."

„Braun?" erwiderte Ewald. „Er war Landwehrmann. Er hatte sein Geschäft und seine junge Frau verlassen müssen, um in den Krieg zu ziehen."

Ewalds Gesicht hatte sich verfinstert.

„Das bringt der Krieg so mit sich", zuckte der General die Achseln.

„Und der Friede?" sagte Ewald. Aber er brach ab.

Der General aber sprach:

„Giebt keinen Ersatz und fordert neue Opfer, wolltest Du sagen, und Du sprachst es nicht aus, Du brave Seele, um den alten Soldaten nicht zu verletzen. Du hättest indeß auch, für diesmal wenigstens, Unrecht gehabt. Nicht der Krieg fordert jetzt von dem Volke neue Steuern, legt ihm Handel und Verkehr lahm; die Diplomatie ist es, die den Völkern die Freiheit und das Leben nimmt. Wenn Kriege die Völker frei gemacht hatten wie die von 1813 bis 1815, dann hatten die alten Soldaten, dann hatte der alte Blücher über Federfuchser zu klagen, die Alles wieder verderben. — Aber streiten wir nicht, mein junger Held, und wenn Du Jemanden sehen willst, dem es die

Aufgabe seines Lebens geworden ist, nicht über unseren letzten Krieg zu jammern, aber von seinen Uebeln nach Kräften wieder gut zu machen, dann sieh Dir Deine Cousine Emma hier an Deiner Seite an und laß Dich von ihr, da sie selbst in ihrer Bescheidenheit Dir nicht wird erzählen wollen, zu dem armen Braun und seiner Frau führen; die werden Dir allerlei darüber zu sagen wissen. Und morgen dann führst Du die schöne stolze Rebekka und ihre unglückliche Freundin zu uns, und Emma wird schauen, was mit ihnen zu machen ist; für die schöne Tochter des — des — Eisenbahnkönigs ist mir dabei nicht sonderlich angst, und was ihre unglückliche Freundin betrifft, so schreibt sich ihr Unglück vielleicht auch aus dem Kriege her?"

„Ich weiß es nicht", sagte Ewald.

„Nun, wäre es, ihr würde von Emma geholfen, von meinem Kriegesengel."

Der alte General küßte mit einem glücklichen Lächeln die Hand seiner schönen Frau.

„Und nun geht zu Braun", sagte er dann. „Hatte er nicht noch etwas Besonderes für Ewald?"

„Er ließ in der That einmal eine Bemerkung fallen, die darauf zu deuten schien", sagte die Generalin. „Gehen wir zu ihm, Ewald."

Sie verließen den General.

Sie gingen um Haus und Garten herum in eine schmale Straße, die nur zwischen Gärten führte und sie dann zu zwei einsam gelegenen Häusern brachte.

„Du wirst hier nur Krüppel und andere Invaliden finden“, sagte Emma zu ihrem Begleiter.

„Die Ritter sorgen hier für sie?“ sagte Ewald.

„Nein“, war Emma's kurze Antwort.

Sie hatten die beiden Häuser erreicht.

Es waren ein paar niedrige aber geräumige Gebäude, wie man gute Arbeiterwohnungen findet.

Emma und Ewald schritten auf das zweite zu.

In der Thür stand eine junge, einfach gekleidete Frau. Sie schien die frische Abendluft aufgesucht zu haben.

Die Frau erkannte Emma, trat den Ankommenden entgegen.

„Die gnädige Frau kommen noch so spät, nach uns zu sehen?“

„Ich hoffe, es ist hier Alles in Ordnung, meine liebe Lisbeth.“

„Gewiß, gnädige Frau.“

„Da wollte ich Deinem Mann seinen ehemaligen Lieutenant, den Herrn von Kuhn bringen.“

Man sah trotz der Dunkelheit, wie das reizende

Gesicht der jungen Frau des Invaliden in Freude erröthete.

„Wie wird der arme Braun sich freuen, gnädiger Herr! Er hat mir so oft von Ihnen erzählt, wie Sie so gut gegen die Leute gewesen sind, an sich selbst immer zuletzt gedacht haben, und wie Sie einmal das ganze Regiment, und wie Braun sagt, gar eine halbe Armee gerettet haben, und wie Sie dann das Unglück mit dem feindlichen Offizier hatten, der Ihr Freund gewesen war; das ganze Regiment hat mit Ihnen getrauert.“

Die Frau schwieg; die Generalin hatte ihr ein Zeichen gegeben.

Aber sie mußte in einer anderen Richtung ihrer Freude Luft machen.

„Sie sind der Vetter der gnädigen Frau! O Sie glauben nicht, was die für die armen Krüppel hier thut. — Nein, nein, gnädige Frau, unterbrechen Sie mich nicht. Das muß heraus. Das muß Ihr Herr Vetter wissen, wie mein Mann und ich ja auch Ihnen Alles von ihm gesagt haben. Ja, ja, Herr Baron von Kuhn, die gnädige Frau ist unser Engel hier. Da hatten die vornehmen Herren in allen Zeitungen ausposaunt, was sie Alles für die Invaliden thäten, wie sie auf ihre Kosten so und so viele in die Bäder

schicken und wie gut die es hier hätten Mein Mann meldete sich auch; das Bein ist ihm durchgeschossen und er muß noch auf Krücken gehen; der Doctor sagte aber, er werde ganz geheilt werden, wenn er ordentliche Pflege habe und das Bad gebrauchen könne. Gepflegt wurde er schon von mir, und zu dem Bade meldete er sich bei den Herren. Aber da hieß es bei den vornehmen Ritter, ob er denn auch ein guter Patriot sei. Ich hatte ihn angemeldet. Er habe sich ja für seinen König das Bein entzwei schießen lassen, antwortete ich. Das sei nichts, wurde mir gesagt; er gehöre zu der Landwehr, und in der Landwehr habe immer ein schlechter Geist gesteckt; von bürgerlichem Element sprachen sie, das sich über Gehorsam und Disciplin der Soldaten erheben wolle; so sei es von Anfang an gewesen und in diesem Kriege habe es sich besonders gezeigt, in Meuterei und Aufstand, daß man ganze Compagnien habe bestrafen müssen. Da müsse einmal gründlich kurirt und das Uebel ausgerottet werden, und ein Landwehrmann habe nur dann eine Begünstigung verdient, wenn er Zeugnisse beibringe, daß er in besonderer Treue seinem allerhöchsten Kriegsherrn ergeben und unterthänig sei. Ich fragte, wie mein armer Mann sich solche Zeugnisse verschaffen solle, da er als Krüppel im Bette liege; das sei seine oder

meine Sache wurde mir geantwortet. Hülfe mußten wir haben; ich lief zum Pfarrer, zum Gendarmen, zum Bürgermeister, zum Landrath; endlich bekam ich die Zeugnisse, und mein Mann konnte hier Aufnahme finden. Aber ich durfte nicht mit ihm kommen; er finde hier Pflege genug ohne mich. Nun, nun, Pflege fand er; aber er sollte dafür beten und geistliche Lieder singen und das immer und immer. Da hörte ich, daß die gnädige Frau Generalin hier sei, bei deren Tante ich einmal gedient hatte und ich machte mich auf hierher, und seit zwei Tagen ist mein Mann hier in diesem Hause, das die gnädige Frau für ein ganzes Dutzend invalide gewordener Landwehrmänner eingerichtet hat, und ich kann bei meinem Mann sein, und wir sind wie im Himmel, und die gnädige Frau ist unser Aller Engel."

Die Generalin mußte die plaudernde Frau unterbrechen.

„Darf Dein Mann noch zu uns herauskommen, Lisbeth?"

„Ich hole ihn gleich, gnädige Frau."

Sie eilte in das Haus.

Sie kam mit einem Manne zurück, der an einer Krücke ging und den sie auf der anderen Seite stützte Sie trug die zweite Krücke.

„Sehen Sie“, rief sie triumphirend, „er kann schon an einer Krücke gehen.“

Der Landwehrmann Braun war ein noch junger Mann in der Mitte der dreißiger Jahre. Sein Gesicht war bleich, seine Gestalt in einander gesunken; man sah ihm dennoch an, wie kräftig er gewesen sein müsse, bevor er zum Krüppel geschossen war. Sein Benehmen zeigte die Bildung der besseren seines Standes.

„Armer Braun“, gab Ewald Kuhn ihm die Hand.

„Es wird wieder besser mit mir gehen, Herr von Kuhn.“

Der Krüppel sprach es einfach und zuversichtlich. Er schien nicht viele Worte zu machen.

Seine hübsche gesprächige Frau nahm für ihn weiter das Wort:

„Er wird ganz wieder besser werden, gnädiger Herr. Der Doctor hat es mir noch heute versichert. Aber wir haben so viel Unglück im Leben gehabt, da kann einem wohl manchmal der Muth untergehen.“

Die Thränen standen der armen Frau in den Augen und der Krüppel sagte tröstend zu ihr:

„Nun, weine nicht, Lisbeth. Ja, es wird besser mit mir werden, mit uns Beiden. Der liebe Go' wird uns nicht verlassen.“

Und Lisbeth sagte unter Schluchzen: „Soldat sollst Du wenigstens nicht wieder werden. Ich habe es einmal gelitten. Sie sollten mir nochmals kommen! Dann werden wir ja auch leben können. Mein Mann ist Schlosser, gnädiger Herr, und Meister, und der beste Arbeiter in unserm Städtchen! Er hätte es schon längst zu etwas bringen können, wenn wir nicht so viel Unglück gehabt hätten, und das hatten wir, weil mein Mann auf sich hielt, und weil die Behörde überall meinte, der Arbeiter dürfe nichts auf sich halten, müsse nur immer gehorchen und einen krummen Rücken machen. Das sollte er vor jedem Gendarmen und Polizeidiener und Schreiber, und der Bürgermeister und Landrath sahen ihn erst recht über die Schulter an. Und da hieß es denn bald, er sei ein unruhiger Kopf und ein widerspenstiger Mensch, der keinen Respekt vor Gesetz und Obrigkeit habe, und es wurden ihm überall Schwierigkeiten gemacht, sich niederzulassen. Endlich hatte er einen guten Platz gefunden; er erwarb das Meisterrecht und wir konnten nach langem Warten heirathen, und es ging uns gut und wir meinten, wir hätten nun das Unglück und den Jammer hinter uns. Da kam der Krieg und —"

Die arme Lisbeth hätte gern noch weiter gesprochen, aber die Thränen rannen ihr wieder so reichlich

und so heiß über das hübsche Gesicht, daß die Worte ihr erstarben.

Auch die Anderen schwiegen.

„Der Krieg, der Krieg!“

Der Held dieses Krieges und sein Kriegsruhm waren der Stolz, waren die Liebe der Generalin.

„Geben Sie mir den Arm Ihres Mannes“, bat Ewald die Frau des Krüppels. „Ich glaube, wir haben mit einander zu sprechen.“

Er nahm den Arm Brauns, er ging mit ihm auf die Seite.

Braun habe etwas Besonderes ihm mitzutheilen, hatte der General gesagt. Ewald hatte nichts darauf erwidert. Er war vielleicht um so mehr gespannt zu erfahren, was es sei.

„Sie haben eine Mittheilung für mich, Braun?“

„Ja, Herr Baron, und ich will Ihnen gleich sagen was es ist. In der vorletzten Schlacht jenes traurigen Krieges hatten Sie das Unglück, daß Ihnen ein Freund durch Ihre Hand fiel. Es thut mir leid, daß ich Sie daran erinnern muß, aber es ging nicht anders.“

„Fahren Sie fort“, sagte Ewald.

„Der Gefallene hieß Werder.“

„Johannes Werder war sein Name.“

„Sie hatten — es wurde in der Schwadron und nachher im Lazarethe, in dem ich lag, viel über die unglückliche Geschichte gesprochen, weil wir Sie alle lieb hatten, und daher weiß ich die einzelnen Umstände — Sie hatten seit mehreren Jahren nichts von Ihrem Freunde gehört und wußten nicht, wo er in der Zeit sich aufgehalten hatte. Nachher, als das Unglück geschehen war, erkundigteu Sie sich danach, Sie konnten aber nichts darüber erfahren. Es hieß unter der Mannschaft, er hätte im Sterben Ihnen noch die Sorge für Jemanden empfohlen, Sie hätten aber den Namen nicht mehr verstanden und könnten nun nichts thun.“

„Es war so“, sagte Ewald.

„Und es ist noch so, Herr Baron?“

„Es ist noch so.“

„Dann könnte das, was ich hörte, Ihnen doch vielleicht den Weg zeigen. Ich erhielt wenige Tage nachher den Schuß, der mich zum Krüppel machte. Ich wurde in ein Lazareth gebracht, in dem sich auch mehrere Verwundete des Feindes befanden. Freund und Feind sprachen von Ihnen, von Ihrem Muthe und von Ihrem Unglück. Es war auch ein Serbe oder Slovak darunter, ein Abenteurer, der die halbe Welt durchstreift hatte und zuletzt freiwillig Kriegs=

dienste genommen hatte. Der hatte ebenfalls von dem gebliebenen Offizier gehört, und von ihm erfuhren wir dessen Namen Werder. Er hatte ihn gekannt. Der Ingenieur Werder war bei einer Eisenbahn angestellt, als der Krieg auch ihn abrief. Die Eisenbahn wurde gebaut von Agram nach Carlstadt, auf Kosten einer englischen Gesellschaft. Der Bau wurde geleitet durch einen englischen Oberingenieur; die Geld- und Rechnungsgeschäfte führte ein Angestellter eines englischen Bankhauses, der als Unteragent einen alten polnischen Juden zur Seite hatte. Der Jude mit der Sprache des Landes und namentlich der Arbeiter bekannt, besorgte natürlich das Meiste, die Abschließung der Contrakte, und besonders die Auszahlung der Gelder. Mit ihm kam daher auch der Ingenieur Werder in öftere Berührung. Der Jude hatte eine Tochter bei sich —"

Ewald Kuhn unterbrach den Erzähler.

„Wie hieß der Jude?"

„Ich habe seinen Namen vergessen oder nicht gehört."

„Rosenstein? Erinnern Sie sich des Namens Rosenstein?"

„Ich erinnere mich seiner nicht."

„Aber Martell? Baron Martell?" fragte Ewald weiter.

„Martell? Es ist möglich. Von einem Baron wenigstens sprach der Serbe. Es sei auch ein polnischer oder deutscher Jude, der jung seine Heimath verlassen habe und in England reich geworden sei, und der dort zu einer Gesellschaft gehöre, die in der Fremde Eisenbahnen baue."

„Und Rosenstein?" fragte Ewald noch einmal. „Auf den Namen Rosenstein können Sie sich nicht besinnen?"

„Ich entsinne mich nicht, ihn gehört zu haben."

„Und die Tochter des Juden?"

„Der Serbe wollte wissen, daß sie sehr schön gewesen sei, und daß der Ingenieur Werder viel in dem Hause des Juden verkehrt habe. Die Arbeiter hatten daher von einer Liebschaft gesprochen. Weiter wußte der Serbe nichts. Es ist wohl wenig; aber ich dachte, Herr Baron, auch das Wenige könne Interesse für Sie haben."

Es hatte ein großes Interesse für Ewald Kuhn. Er ging unruhig an der Seite Brauns. Der Zerschossene mußte sich fester an ihn, ihn fast mit halten. Er kehrte mit ihm zu den beiden Frauen zurück.

Die Generalin erschrak, als sie ihren Vetter sah.

„Dein Mann muß die Abendluft verlassen, Lis-

beth", sagte sie zu der jungen Frau. „Morgen komme ich wieder zu Euch."

Man trennte sich.

„Ewald was ist Dir? Was hat er Dir mitgetheilt?"

„Hat Dir Rebekka von Esther Rosenstein erzählt?"

„Was soll die Unglückliche?"

„Du kennst ihr Schicksal!"

„Sie ist die arme Verführte."

„Und Werders Vermächtniß an mich."

„Um des Himmelswillen! Du, Ewald?"

„Sprechen wir heute nicht weiter darüber, Emma. Ich muß mich sammeln."

„Ist Deine Nachricht eine bestimmte?"

„Was Braun wußte, war unbestimmt. Meine Ahnung erhebt es zur Gewißheit. Sprachst Du doch selbst noch vor einer Stunde die Ahnung aus, daß sie in unser Schicksal eingreifen müsse."

„Ewald", sagte die Generalin, „versprich mir eins: Esther Rosenstein nicht wiederzusehen, bevor Du weiter mit mir gesprochen hast. Wir wollen beide über die Sache nachdenken und dann gemeinschaftlich berathen. Das wird eine sorgenvolle Nacht für uns werden."

Ewald versprach, was sie forderte.

Sie hatten den Rückweg zu der Wohnung der Generalin angetreten.

An dieser verabschiedeten sie sich.

„Bis morgen, Ewald. So früh Du willst. Du wirst mich in der Laube dort finden.“

Früh am anderen Morgen war die Generalin in der Laube ihres Gärtchens.

Sie war unruhig.

Was klopft mir denn das Herz? Es ist ja nicht von mir die Frage! Was wird er mir sagen? Wozu er sich entschlossen haben mag? Durch ein Opfer will er seine Schuld sühnen! Den Mord, der auf ihm laste. Das Opfer soll eine unglückliche Ehe sein! Es wäre Wahnsinn! Der arme Ewald! Es ist ja nicht möglich! Geschwätz! Wem hätte er es denn gesagt? Auch Sophie sprach davon, wollte es wissen! Aber von wem? Hatte sie mit ihm selbst gesprochen? Da ist er! Was er sagen wird?

Ewald Kuhn war in das Gärtchen getreten, schritt zu der Laube.

Er war klar und ruhig. Ein bewußter Wille, ein gefaßter Eutschluß sprachen in seinen Zügen sich aus.

Die Generalin erschrak, als sie ihn so sah; aber nur im ersten Augenblick. Dann war es, als wenn

seine Ruhe und Bestimmtheit auch in ihre Brust Ruhe gössen, als wenn sie eine Herrschaft auf sie übten, der sie unwillkürlich sich unterwerfen müsse.

„Du hast Dich gesammelt?“ fragte sie ihn.

„Ich bin entschlossen.“

„Wir wollten vorher berathen, Ewald!“

Ein leiser Vorwurf sprach sich doch in den Worten aus.

„Du wirst mit mir einverstanden sein, Emma.“

Sie schien einen Schmerz niederkämpfen zu müssen.

„Gestattest Du mir einige Fragen, Ewald?“

„Frage mich!“

„Du hattest das Unglück, Deinen Freund zu tödten! In offener Feldschlacht! Er stand Dir als Feind gegenüber. Du erkanntest ihn nicht; er hatte Dich nicht erkannt!“

„Mildert es mein Unglück, Emma? Meine Schuld?“

„Deine Schuld? Aber streiten wir nicht darüber. Du gabst dem Todten, oder vielmehr Dir, ein Versprechen?“

„Es war ein heiliges Gelübde!“

„Ah!“ fuhr die Generalin fast zusammen. „Ah, ein Gelübde?“

Sie sagte es mehr sich als ihm.

„Ein Gelübde, Emma! Ein unverbrüchliches Gelübde!"

„Ah!" rief die Generalin noch einmal schmerzvoll.

Sie versank in langes tiefes Nachsinnen.

Dann fragte sie plötzlich und hastig:

„Und wenn Esther Rosenstein das Vermächtniß Werders ist, was willst Du mit ihr?"

„Ihr meine Hand reichen", antwortete mit seinem ganzen ruhigen, festen Wesen der junge Mann. „Ihr einen schwachen Ersatz bieten für das, was ich ihr raubte."

„Und wenn sie Deine Hand ausschlägt?"

„Sie würde mich unglücklich machen."

„Unglücklicher!" rief die Generalin.

Sie war in Aufregung. Seine Ruhe äußerte jetzt die entgegengesetzte Wirkung auf sie.

„Unglücklicher! Spricht nicht der Wahnsinn aus Dir? Nein, nein, verzeihe mir, Ewald. Aber klar siehst Du nicht! Ein freier Wille hat Dich nicht bestimmt. Du thatest das Gelübde in jenem ersten wilden Schmerz, in seinem Wahnsinn, in seiner Raserei. Da war es zu erklären. Heute — Dein Schmerz ist Dir noch in der Brust — aber er ist ein anderer geworden, der edle Schmerz, die Trauer des Mannes,

der ihm gebieten kann, gebieten muß, wenn die Ehre —"

Sie hielt inne.

Aus ihren Augen stürzten Thränen.

„Ach, verzeihe mir, Ewald. Verzeihe mir noch einmal. Der Schmerz riß mich hin, auch mich der Schmerz. Du mußt glücklich werden. Du darfst das Unglück nicht an Dich fesseln. Ich ehre Dein Gefühl, Dein Gelübde. Aber ich bin eine Thörin. Ich streite mit Dir um nichts. Gehe zu Esther. Ich sah sie nie. Aber sie ist die Freundin Rebekkas! Gehe zu ihr! Komm von ihr hierher zurück, zu mir!"

Ewald ging zu dem Gasthofe, in welchem Rebekka Martell und Esther Rosenstein waren.

Er wurde auf dem Wege angehalten.

„Guten Morgen, Ewald! Ich freue mich, Dich hier zu sehen."

Die lange Gestalt des Referendarius Helm stand vor ihm; das freche Gesicht blickte ihn höhnisch an.

„Guten Morgen!" sagte Ewald kalt.

Der Referendarius lachte.

„Und Du freuest Dich nicht, alter Freund? Du machst ein Gesicht, als sei ich der unerträglich Unvermeidliche, oder der unvermeidlich Unerträgliche! Und diesmal siehst Dn mich doch nur um Deinetwillen.

Ah, darauf mußt Du mich doch ansehen. Ja, ja, nur für Dich bin ich hier! Wenigstens hauptsächlich für Dich, und wenn ich annehmen darf, daß eine gewisse schöne Dame nur um Deinetwillen hier ist, so bin ich es auch nur allein für Dich. Und — Du weißt, Offenheit ist meine größte Tugend, oder mein größter Fehler. — Also zur Sache. Die schöne Dame, von der ich sprach, ist nicht Deine schöne Cousine — werde nicht roth, werde nicht roth, mein Bursche. Um die schöne Rebekka handelt es sich. Ihr Vater schickt mich hinter ihr her, und hinter Dir. Da mußt Du doch wieder mich fragend ansehen. Und ich werde Dir antworten. Der alte Jude — ich meine den Herrn Baron Martell — wünscht Dich zu seinem Schwiegersohne. Ah, Du fährst auf!"

Ewald Kuhn war nicht aufgefahren, aber er hatte sich zum Sprechen entschlossen.

„Helm", sagte er, „es giebt gewisse Dinge, für die ich keinen Scherz verstehe."

„Hm, Freund Ewald, und was gehört hier zu diesen gewissen Dingen?"

„Der Name Rebekka Martell."

„Alle Wetter, wer sagt Dir, daß ich von Rebekka spreche? Der Baron hat zwei Töchter, und in Juden- wie in Christenhäusern verheirathet man lieber zuerst

die ältere Tochter, und die älteste Tochter Martells ist Fräulein Sarah oder Sabina, auf deren Herz Du einen mächtigen Eindruck gemacht hast. Indeß, Dein ahnendes Herz hatte Recht; ich meinte in der That Rebekka, und auch ihr Vater meint sie, und er hat mehrere Gründe dafür, die ich Dir nunmehr mittheilen will."

„Hast Du den Auftrag dazu?" fragte Ewald.

„Eine gerichtliche Vollmacht allerdings nicht. Aber höre mir zu und urtheile dann selber. Rebekka ist das Schmerzenskind des Barons; sie ist so schön, so geistvoll, so stolz, so edel; er kann ihr so viel Geld mitgeben; da soll sie glücklich werden, und nun kommt ihm allerlei dazwischen. Zuerst will sie nicht Christin werden; doch das giebt sich. Zweitens verliebte sie sich in den Joseph Heimann; das hat sich schon gegeben, wie Du weißt, und zwar aus einem Grunde, den Du vielleicht noch nicht weißt, den der Alte aber schon errathen hat, oder errathen zu haben glaubt. Er sah am Morgen im Rosenthal Dich mit Rebekka zusammen und das Herz ging ihm anf, und wie es in ihm jubiliren wollte, kam plötzlich in der Person des Baron Heimbach das dritte und schlimmste Moment zu ihm. Du hast von dem Baron Heimbach gehört?"

„Der General von Branden erzählte mir von ihm", sagte Ewald.

„Pah, was der von ihm weiß, ist im Grunde gar nichts. Was gilt im Leben eines Herrn von Heimbach ein so minimer Schwindel, wie mit Birkenfelde? Freilich, in diesem Augenblicke allerdings. Birkenfelde ist eins von den vielen Blättern in dem Contobuche Heimbachs, das er für den Baron Martell angelegt hat, und auf dessen Grund er jetzt von diesem die Hand Rebekkas fordert."

Diesmal fuhr Ewald doch auf.

„Rebekka? Rebekkas Hand fordert er?"

„Nun ja, und darum sollst Du sie heirathen."

Ewald stand in tiefen Gedanken.

„Hm", fragte ihn der Referendarius Helm, „sind es noch schlechte Witze, die ich mir über Rebekka Martell erlaube?"

„Erzähle weiter", sagte Ewald.

„Ja, ja! Nun, die Sache steht schlecht, sowohl für den Baron, wie für Rebekka. Heimbach war seit Jahren der Agent Martells, und zwar sein geheimer Agent für seine allerschlechtesten Streiche; mit einem altadligen Namen kann man viel machen, sogar drüben in Amerika. Dafür hat nun der arme Edelmann den reichen Juden in der Tasche. Gibst Du mir nicht

Deine Tochter, so bringe ich Dich ins Zuchthaus. La bourse ou la vie! Da muß der Vater! Da muß selbst auch die Tochter! Nur Du könntest hier retten!"

„Ich?"

„Wenn Du Rebekka heirathest. Dein Name wiegt den Namen Heimbach auf. Martell käme zugleich in die Verwandtschaft des Generals von Branden. Die für den Augenblick brennendste Frage für ihn, Birkenfelde, käme aus der Welt. Das Andere fände sich mit der Zeit von selbst."

„Und das sollst Du hier vermitteln?" fragte Ewald.

Er sagte es ohne Spott.

Helm aber mußte lachen.

„Nun ja! Darum bin ich hier. Ohne gerichtliche Vollmacht zwar, wie ich sagte. Der alte Martell hatte den Kopf verloren. Er will nur sich retten, sich und sein Kind. Denn daß Rebekka sich für ihn opfern, sich selbst dem Moloch in die Arme werfen würde, das weiß er; er ist Jude, und sie ist Jüdin."

„Und wie sollst Du Deine Aufgabe lösen?" fragte Ewald, und diesmal schien ein leichter Spott seine Worte zu begleiten.

„Das wußte der Alte eben nicht. Dafür hatte er den Kopf verloren."

„Und Du weißt es?“

„Pah!“

Der Referendarius lachte listig, sann einen Augenblick nach, hatte dann einen Entschluß gefaßt und fuhr fort:

„Ein edles Herz kann viel leisten, auch in dem, was gewöhnliche, aber freilich unedle Menschen Unsinn nennen. Und die Liebe kann hinzutreten. Nun könnte allerdings in Deinem Falle ein Umstand entgegenstehen. Ich höre, daß Du dem Manne Deiner schönen Cousine sehr den Hof machst, und man kann das Sprichwort: wer die Tochter haben will, muß die Mutter freien, auch einmal so anwenden: wer eine schöne Generalin —“

„Bursch!“ fuhr Ewald zornig auf.

„Nun, nun, warum so eifrig, wenn Dein Gewissen rein ist? Und ist es das, so steht Anderes Dir wieder zur Seite.“ „Weißt Du, wer der Verführer der armen Esther Rosenstein ist?“

Ewald wurde dunkelroth.

„Besagter Baron Heimbach ist es“, sagte der Referendarius Helm.

Ewalds Gesicht war mit einer tiefen Bläße bedeckt; der letzte Blutstropfen war daraus verschwunden.

„Aber, Mensch, was geht Dich das an?“ fragte Helm. „Um Rebekka handelt es sich ja nur. Sie wird um so weniger den Heimbach nehmen, um so eher also Dich. Und nun, wenn namentlich dieser Umstand auf richtige Weise geltend gemacht wird —“

„He, alle Teufel!“ unterbrach der Referendarius Helm sich plötzlich, und sein graues Gesicht war erdfahl und seine lange Gestalt drohte zusammenzubrechen.

Er war mit Ewald Kuhn am Ende einer der Promenaden des Badeortes stehen geblieben. Sie hatten dort ihr eifriges Gespräch geführt. Während desselben waren ein Herr und eine Dame mit zwei Kindern die Promenade heruntergekommen. Die Dame war eine große schlanke vornehme Gestalt; der Herr war klein und gedrungen; einen aristokratischen Eindruck machte er eben nicht. Beide waren noch jung. Die beiden Kinder mochten im Alter von drei und fünf Jahren stehen; das ältere war ein Mädchen, das jüngere ein Knabe; sie waren Beide bildhübsch. Als die Spaziergänger in die Nähe Ewalds und Helms gekommen waren, verließen sie plötzlich die Promenade. Die Dame hatte den langen Referendarius gesehen. Augenblicklich trat sie hinter einen Baum zurück; der Herr und die Kinder folgten ihr. Gleich darauf waren alle Vier verschwunden.

Bevor sie verschwanden, hatte das scharfe und lebhafte Auge Helms sie erblickt, und seinen Lippen entfuhr der Fluch und sein graues Gesicht wurde fahl und der ganze lange Mensch schien in die Erde versinken zu wollen. Aber in demselben Augenblicke hatte er sich wieder aufgerichtet.

„Alle Wetter, Ewald, zuerst muß ich wissen, wo die bleiben. Dich sehe ich schon wieder."

Er verließ eilig die Allee.

Ewald Kuhn stand noch eine Weile gedankenvoll. Er blickte dem Referendarius nach; seine Augen suchten die verschwundenen Fremden wieder auf. Aber seine Gedanken waren weder bei jenem noch bei diesen. Er setzte langsam seinen Weg nach dem Gasthofe fort, in dem er Rebekka und Esther finden sollte und sprechen mußte.

Rebekka empfing ihn. Esther war, von der Reise noch angegriffen, in ihrem Nebengemach.

Er hatte der schönen Jüdin soviel zu sagen. Womit sollte er beginnen? Mit seiner Angelegenheit oder mit der ihrigen? Aber war die ihrige nicht auch die seinige?

Rebekka selbst ließ ihm keine Wahl. Sie war aufgeregt, wenn er nur bewegt war.

„Herr von Kuhn, ich erwartete Sie mit schmerzlicher Sehnsucht.“

„Ich sehe Sie besorgt, gnädiges Fräulein.“

„Ein entsetzlicher Mensch ist hier, mit uns, in unserem Gasthofe. Wir müssen noch in dieser Stunde von hier fort. Er darf uns nicht sehen, nicht mich, nicht Esther — am wenigsten sie.“

Ewald Kuhn durchflog eine Ahnung.

„Darf ich wissen, wer er ist?“

„Der Baron Heimbach!“

„Ah!“ rief Ewald.

„Sie kennen ihn, Herr von Kuhn?“

„Ich habe von ihm gehört.“

„Nur von ihm gehört? Sie kennen den entsetzlichen Menschen nicht!“

„Doch, doch, Fräulein! Ich weiß, warum er hier ist.“

„Durch wen?“ fragte Rebekka überrascht.

„Durch einen Agenten Ihres Vaters; Helm heißt er.“

„Und er hat Ihnen gesagt —?“

„Alles. Der Herr von Heimbach verfolgt Sie hier.“

„Ja.“

„Aber Fräulein Rebekka — lassen Sie mich Sie

so nennen. Sie stehen unter meinem Schutze! Fürchten Sie nichts!“

„Fürchten!“ rief die muthige, die stolze Jüdin.

Dann ergriff sie die Hand Ewalds.

„Verzeihen Sie mir. Nehmen Sie meinen Dank. Ihr Schutz ist mir eine Beruhigung — nein, er ist mir mehr; er erhebt mich. Ja, mein theurer Herr von Kuhn, Sie haben ihn keiner Unwürdigen angeboten. Sie wissen, was der entsetzliche Mensch will, was er wollen kann. Erfahren Sie auch, was ich will, was ich kann. In meinen Adern fließt südliches Blut, stolz und heiß. Für den Elenden, wenn er sich mir naht, habe ich nur Eins, einen Dolchstoß.“

Sie hatte mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres südlichen Blutes gesprochen. Auf einmal stutzte sie, wie über sich selbst. Sie warf einen prüfenden mißtrauischen Blick auf Ewald.

„Ah“, rief sie dann, „Sie lächeln nicht über das schwache Weib, Sie finden in meinen Worten keine Prahlerei, keine Ueberspanntheit eines phantastischen Mädchens. Haben Sie auch dafür meinen Dank. Und nun sind wir Freunde. Reichen Sie mir noch einmal Ihre Hand.“

Er gab ihr seine Hand. Sie drückte sie mit Heftigkeit.

„Ah, Sie verkennen mich nicht! Wie glücklich macht mich das! Ich stand so lange allein! Seitdem ich fühlte, daß ich ein Herz habe. Ich fand kein Herz, das sich ihm anschloß. Niemals! Mein Vater und meine Schwester waren mir Fremde. Meine arme Mutter — ach wie schwer hatte sie zu tragen, hat sie immer zu tragen an ihrem eigenen Leid, an ihrer Angst, an ihrem ganzen elenden Leben. Josephs Herz glaubte ich da für mich geschaffen; ich hatte mich getäuscht. Esther jetzt! Die Unglückliche! Ich muß ein starkes Herz haben, an dem das meinige sich aufrichten, halten kann. Ich bin doch nur ein schwaches Mädchen. Ich fühle es jetzt. Jetzt, da ich endlich das Herz gefunden habe, das ich suchte, dessen ich bedurfte. Und nun komme, was da will!"

Sie gab sich völlig der Leidenschaft hin, die heftig in ihr aufgeflammt war und sie war so glücklich in dieser Hingebung.

Und sie war so schön!

Und Ewald Kuhn stand in dem Anblick ihrer Schönheit, in dem leidenschaftlichen Leuchten ihrer Augen, unter dem heftigen, fast stürmischen Drucke ihrer Hand, entzückt und verwirrt, bis auf einmal etwas ihn durchschauerte, glühend heiß und doch wie innen im Herzen kältend und tödtend.

Und plötzlich schien auch ihr etwas fremd und kalt an das Herz getreten zu sein.

„Sie sprachen von Helm!“ sagte sie.

„Ich traf ihn auf dem Wege zu Ihnen.“

„Er war Ihr Freund!“

„Wir studirten zusammen.“

„Er hat mir von Ihnen erzählt. Durch ihn habe ich Ihren Muth, Ihr Herz, auch Ihr Unglück kennen gelernt.“

Sie sprach mit ungewisser Stimme. Sie wollte etwas einleiten; es wurde ihr schwer.

Er sah sie fragend an.

„Sie suchen eine Unglückliche“, fuhr sie fort.

Ihm wollte sich das Herz zuschnüren.

„Sie wissen von ihr?“

„Sie ist gefunden.“

„Esther?“ rief er.

„Esther! Sie erzählte mir am gestrigen Abend ihr schweres Schicksal. Sie hatte keine Ahnung von Ihnen. Sie hat sie noch nicht. Ich hielt es für meine Pflicht zu schweigen.“

Ewald Kuhn war der starke, kräftige, feste Mann. Er zitterte nicht, daß ihm jetzt plötzlich das gewiß war, was er freilich schon geahnt hatte. Aber es schien doch wie eine innere Angst sich auf ihn gelegt

zu haben. Er mußte tief Athem holen, sein Auge starrte vor sich hin.

Rebekka ergriff seine Hand wieder.

„Armer Ewald!"

Da lag die drückende Last seines Herzens hinter ihm. Er war wieder ganz der starke, muthige Mann.

„Führen Sie mich zu Esther!" bat er.

„Ewald!" schrie sie auf.

„Ich bitte Sie, Rebekka, führen Sie mich zu ihr."

„Kommen Sie!"

Auch Rebekka war wieder klar und stark und stolz.

Sie öffnete eine Seitenthür.

„Darf Ewald Kuhn zu Dir kommen, Esther?"

„Er wird mir willkommen sein", antwortete die Stimme Esthers.

Ewald trat zu ihr in das Gemach, verschloß die Thür hinter sich.

Ewald Kuhn und Esther Rosenstein blieben lange allein beisammen.

Es war eine Stunde vergangen, als Ewald aus dem Gemache zurückkehrte.

Er zeigte nicht die mindeste Aufregung; er schien mehr als ruhig, er schien beruhigt zu sein.

„Ich muß verreisen", sagte er zu Rebekka. „In acht Tagen hoffe ich wieder hier zu sein. Sie sind

unterdeß mit Esther nicht allein hier. Emma erwartet Sie mit Ungeduld. In ihrer Nähe ist eine Wohnung frei. Ich werde sie auf der Stelle für Sie miethen. Emma wird Sie hinführen. Leben Sie wohl, meine theure Rebekka."

Er drückte mit Herzlichkeit ihre Hand.

Rebekka konnte doch den Druck nicht gleich erwidern. Sie war bleich. Sie athmete schwer, jetzt sie, und sie mußte sich gewaltsam zusammennehmen, es ihm zu verbergen.

Eine Frage nach Esther schwebte ihr auf den Lippen; sie unterdrückte sie.

„Leben Sie wohl, Ewald", sagte sie mit der vollen Ruhe ihrer Stimme.

Aber das Herz war ihr dabei schon nicht mehr ruhig. Hatte der warme Druck der Hand Ewalds das heiße südliche Blut ihr plötzlich entzündet, war es eine schon in dem Herzen lodernde, mühsam von ihr unterdrückte innere Gluth, die dennoch plötzlich hervorbrach — sie preßte seine Hand fast krampfhaft in der ihrigen.

„Ewald! —" rief sie.

Aber sie floh von ihm zurück.

Er stand zögernd, fragend.

Sie hatte mit der einen Hand die Augen bedeckt

mit der anderen winkte sie ihm, daß er sie verlassen möge.

Er ging; es wurde ihm schwer.

Rebekka begab sich zu Esther.

Esther Rosenstein saß in tiefem Sinnen. Ihre Augen waren verwirrt, hingen noch voll Thränen. Ueber ihr Wesen schien dennoch eine klare Ruhe ausgegossen, ganz so wie Ewald Kuhn sie gezeigt hatte, als er aus ihrem Zimmer trat.

„Er ist ein edler Mensch", sagte sie zu Rebekka. „Aber wir wußten es ja."

Weiter sprach sie nichts, und sie hatte die Worte in einem Tone gesprochen, als wenn sie nichts weiter sagen könne.

Und die stolze Rebekka hatte keine Frage an sie.

Die Generalin von Branden hatte eine halbe Stunde später Fragen an Ewald.

Er hatte in ihrer Nähe die Wohnung für Rebekka und Esther gemiethet.

Es war ein hübsches kleines Haus in einem Gärtchen, ähnlich wie das des Generals, aber verborgener; dichtes Gebüsch umgab es von allen Seiten; man konnte von ihm in drei Minuten zu der Wohnung des Generals gelangen.

Ewald ging von da zu dieser Wohnung.

Er traf hier zwei glückliche Menschen.

Der General hatte eine ungewöhnlich ruhige Nacht gehabt. Seit langer Zeit war er gänzlich frei von Schmerzen gewesen. Er hatte dann gleich sein Bad genommen, darauf eine Stunde lang ausruhen müssen. Es war zu der Zeit, als Ewald die Generalin im Garten gesprochen hatte. Nach Verlauf der Stunde war der Arzt gekommen. Der Kranke hatte ihm berichtet, der Arzt hatte ihn untersucht, war über seine Erwartung befriedigt.

„Machen Excellenz einmal den Versuch, zu gehen.“

Der General hatte so lange sich nur des Rollstuhls bedienen müssen.

„Ah. ich darf?“

„Auf mich gestützt!“

Der General erhob sich, stützte sich auf den Arzt, ging in dem Zimmer umher.

„Fühlen Exzellenz Schmerzen im Fuß?“

„Nicht die mindesten.“

„Dürfte ich Sie in den Garten führen, zu der Frau Generalin?“

„Ah, Doctor, drücke ich Sie schwer im Gehen?“

„Ich fühle Sie kaum.“

„Andreas“, sagte der General zu seinem Bedienten, „bitte meine Frau zu mir.“

Der Diener ging.

„Doctor", sagte der General zu dem Ärzte, „den ersten Gang aus dieser Krankenstube, aus der man bis jetzt mich rollen mußte, kann ich nur am Arme meiner Frau machen."

Die Generalin kam.

Sie sah ihren Mann gehen.

Sie flog mit einem Freudenschrei auf ihn zu.

„An meinem Arm! Nur an meinem Arm!"

Sie drängte den Arzt zurück.

Der General mußte sich auf sie stützen.

Sie führte ihn in den Garten.

Sie lachte fröhlich, während die hellen Thränen aus ihren Augen liefen.

Der General sagte:

„Ah, Doctor, für so viel Glück und Liebe kann man auch das Podagra hinnehmen!"

Und der Doctor meinte:

„Wo so viel Glück und Liebe wohnt, da wird der Arzt bald überflüssig."

Er ließ die glücklichen Gatten allein.

Zu ihnen kam Ewald.

Er war sehr ernst; man sah ihm an, daß sich etwas mit ihm ereignet hatte.

„Was ist Dir, Ewald?“ riefen ihm die beiden Gatten entgegen.

„Ich muß verreisen.“

„Wohin?“

„Zur Residenz!“

„Und Esther?“ fragte die Generalin.

„Sie bleibt hier, mit Rebekka. Ich habe ihnen das kleine, stille Haus drüben gemiethet, sie werden noch heute einziehen.“

„Du warst bei Rebekka?“

„Vorhin.“

„Und sprachst Esther?“

„Ja. Ich versprach Beiden Deinen Schutz.“

„Er ist ihnen sicher. Du wirst sie vor Deiner Abreise nicht wiedersehen?“

„Nein.“

„Was ist geschehen, Ewald?“

„Nichts.“

„Gar nichts? Ich bitte Dich, sieh mich an.“

„Gar nichts, Emma. Es ist Alles, wie es war, als ich Dich verließ.“

Aber in die Augen konnte er ihr nicht sehen.

„Lebt wohl“, sagte er.

„Wirst Du lange ausbleiben, Ewald?“

„Ich denke in acht Tagen wieder hier zu sein.“

Er wollte gehen.

„Nein, nein“ — rief die Generalin.

Die glücklichen Thränen ihrer Augen flossen schon lange nicht mehr.

Große dunkle Tropfen hingen an ihren Wimpern. Sie verkündeten den Schmerz ihres Innern, und in den Schmerz mußte sich plötzlich der Zorn gemischt haben.

„Wenn Du denn gehen willst“, sagte sie, „wenn Du von uns gehen willst mit einem Herzen voll Unglück und voll Weh und voll Unmuth zugleich, und ohne Liebe, ohne Vertrauen, ohne Trost, so nimm wenigstens ein Bild der Liebe und des Glücks mit auf den Weg. Sieh, mein Mann geht heute zum ersten Male wieder, seit so vielen und langen Wochen, und seine ersten Schritte waren an meinem Arm. Sieh uns an. In meine Augen wolltest Du nicht sehen. So sieh unser Glück!“

Und er sah sie an. Er sah ihr Glück, und er sah auch in ihre Augen und er sah etwas darin, das ihn erschreckte.

„Lebt wohl, lebt wohl!“ rief er. „Erhalte Gott Euch immer Euer Glück, Eure Liebe.“

Er stürzte fort.

„Was hat er?“ fragte der General.

„Er ist sehr unglücklich.“

Die Generalin erzählte ihrem Gatten.

Ob sie ihm Alles mittheilte?

Drittes Kapitel.

Ein Ministerialrath und zwei arme Grafentöchter.

„Ich denke in acht Tagen wieder hier zu sein“, hatte Ewald Kuhn gesagt.

Die acht Tage waren vorüber; er war noch nicht wieder da.

Glücklich waren die Menschen, die er in dem Badeorte zurückgelassen hatte, unterdeß nicht gewesen.

Die Witterung hatte umgeschlagen; anstatt der wärmenden Sonnenstrahlen goß der Himmel Ströme kalten Regens in das Thal hinunter; die Luft war verfinstert; scharfe Winde zogen durch die Straßen und Gärten bis in die Häuser hinein.

Die Geselligkeit des Badelebens war zerstört. Die Promenaden waren leer; Jeder blieb in seinem Hause, in seinem Zimmer.

Den General von Branden hatten neue Anfälle des Podagra auf das Krankenlager zurückgeworfen, es ihm zu einem harten Schmerzenslager gemacht. Keine Pflege und keine Liebe konnten die Pein ihm lindern, und seine Gattin pflegte ihn sorgsamer als je.

Aber die Generalin war dabei nicht mehr so heiter, so zufrieden mit sich, wie früher. Und auch der General schien seine Schmerzen nicht mehr ganz mit seiner großen freudigen Geduld zu tragen.

War es, daß er die Veränderung gewahrte, die mit der Gattin vorgegangen war? Machte es ihm Sorge, daß er ihr, die ihn so innig liebte, die er anbetete, mit seinem ewigen Leiden eine zu schwere Last werde, daß ihre eigene Gesundheit angegriffen werde, daß sie mit ihm erliegen möge? An ihr Herz dachte er nicht. Er sah ja jede Stunde, jeden Augenblick ihre unverminderte Zärtlichkeit, ihre gleiche Liebe.

Der General hatte eine schlechte Nacht gehabt; die Schmerzen hatten ihm fast jede Ruhe geraubt. Erst am Vormittage fand er Linderung und Schlummer.

Die Generalin hatte mit ihm gewacht. Der Schlaf floh sie dennoch, als er schon Ruhe gefunden hatte. Sie saß am Fenster und blickte mit den, vom Wachen nicht ermüdeten, aber gerötheten Augen in den still herniederfallenden Regen hinein. Es war so trübe,

so todt draußen. Trübe war es auch wohl in ihrem Innern, und Glück und Freude lebten nicht darin.

„Hat er denn Glück und Freude mit sich genommen?“ sagte sie sich. „Uns Allen?“

Sie blickte zum Himmel hinauf, in den grauen Wolkenschleier, als wenn sie dort die Antwort auf ihre Frage suche. Und — war es eine Antwort?

Hinten im Westen fand sie eine lichte Stelle; das graue Gewölk war zertheilt, der blaue Himmel sah heraus. Es war nur ein kleines Fleckchen. Aber —

„Kommt er zurück?“ sprach sie, und sie meinte nicht den blauen Himmel; den sah sie ja, und er verkündete ihr etwas, etwas Anderes, einen Anderen.

Die Regentropfen fielen schon seltener, leiser.

Unter ihnen nahte sich ein Mann dem Gärtchen, in das die Generalin blickte. Er schritt in das Gärtchen hinein, auf das Haus zu, in das Haus.

„Wer ist denn der häßliche Mensch?“ fragte sich die Generalin.

Der, dessen Rückkehr sie erwartet hatte, war es nicht.

Die Portière des Zimmers öffnete sich unhörbar. Sie trennte das Zimmer von einem Nebengemach.

Der alte Diener Andreas stand darin.

Sein leiser Wink rief die Generalin in das Nebengemach.

Er übergab ihr hier eine Karte.

„Der Herr wünscht die gnädige Frau dringend zu sprechen. Es ist in einer wichtigen Angelegenheit.“

„Wilhelm Helm“, las die Generalin auf der Karte.

„Eine wichtige, dringende Angelegenheit? Wilhelm Helm?“ Hatte sie den Namen Helm nicht schon gehört? Von Ewald Kuhn? Betraf die wichtige Angelegenheit ihn, Ewald?

„Führen Sie den Herrn in das Besuchszimmer“, sagte sie zu dem Diener.

Sie kehrte in das Zimmer ihres Gatten zurück, um zu sehen, ob er nicht erwacht sei. Der General schlief noch. Sie ging zu dem Besuchszimmer.

Zu Andreas, der ihr die Thür öffnete, sagte sie:

„Bleiben Sie bei meinem Mann. Wenn er erwacht, sagen Sie ihm, daß ein Fremder mich zu sprechen gewünscht habe.“

Ihr Mann war ihr immer der erste Gedanke.

Sie fand in dem Besuchszimmer den langen Referendarius Helm.

Er war auch in der Nähe der häßliche Mensch, aber seine Häßlichkeit war keine abstoßende, wenn der Herr Helm nicht geradezu abstoßen wollte. Das wollte er freilich in der Regel gern, und man sah ihn des=

halb fast nur in jener Frechheit, in jenem Hohn, und die Menschen, die mit ihm zu thun hatten, nannten ihn boshaft. Er selbst meinte, er sei wie das Leben, nicht besser, aber auch nicht schlechter.

Er stand ohne Frechheit und ohne Hohn vor der Generalin; dreist mußte der lange Referendarius Helm immer sein.

„Gnädige Frau, ich wünschte wegen Birkenfelde mit Ihnen zu sprechen, und das könnte lange dauern."

Die Generalin wies auf einen Sessel, der am Sopha stand. Sie selbst ließ sich auf dem Sopha nieder. Der Herr Helm nahm den Sessel ein.

„Gnädige Frau", begann er dann, „ich bin der Freund Ihres Vetters Ewald von Kuhn, und ich bin hauptsächlich in seinem Interesse zu Ihnen gekommen."

„Sie wollten mit mir wegen Birkenfelde sprechen, mein Herr", sagte die Generalin.

„Gewiß, aber um Ewald's willen."

Die Generalin sah ihn erwartend an, daß er zur Sache kommen sollte.

Er fuhr fort:

„Ewald Kuhn steht in eigenthümlichen Beziehungen zu einem Baron Alexander von Heimbach, und der Baron Alexander von Heimbach hat den Betrug wegen Birkenfelde — hm, nicht eigentlich gemacht, aber ver-

mittelt. — Ah, gnädige Frau, ich darf voraussetzen, daß Sie mit dieser Birkenfelder Geschichte bekannt sind?"

„Vollkommen, mein Herr."

„Hm, ganz vollständig nun wohl nicht. Aber ich komme darauf zurück. Der Baron Heimbach ist hier, gnädige Frau."

„Ich denke, er war hier", sagte die Generalin.

„Hm, gnädige Frau, Fräulein Rebekka Martell — Sie sehen doch die Dame?"

„Ich sehe sie."

„Also das Fräulein hat Ihnen gesagt, daß der Herr von Heimbach vor etwa acht Tagen hier gewesen sei, und daß sie ihn seitdem nicht wiedergesehen habe, und daraus hat das Fräulein, und Sie mit ihr, geschlossen, er sei wieder fort?"

„In der That, mein Herr."

„Der Schluß war ein falscher. Der Baron war immer hier, ist noch hier, hat sich nur die Zeit über verborgen gehalten, aus irgend einem Grunde, wahrscheinlich, um sich für seine schlechten Pläne Succurs zu verschaffen. Gestern Abend — Sie konnten noch keine Nachricht darüber haben — gestern Abend war er bei Fräulein Rebekka Martell und er sah auch wohl die arme Esther Rosenstein."

Die Generalin wurde durch die Nachricht überrascht.

„Was wollte er? Was geschah?"

„Was er wollte? Gutes gewiß nicht. Und was geschah? Ich weiß auch das nicht. Ich weiß nur, daß er da war und lange blieb. Indeß, gnädige Frau, Sie werden ja Alles von Rebekka erfahren. Und zugleich für den Zweck Ihrer Unterredung mit Rebekka wollte ich mir eine Mittheilung an Sie erlauben, eine Mittheilung die Birkenfelde betrifft."

Die Generalin mußte ihn doch wieder verwundert und erwartend ansehen; sie war mit der eigenthümlichen Unterredungsweise des langen Referendarius nicht vertraut.

„Seit gestern Abend", fuhr Helm fort, „ist auch ein Ministerialbeamter aus der Residenz hier, der auf unmittelbaren Befehl des Königs die Birkenfelder Angelegenheit untersuchen soll."

Die Generalin war erblaßt.

„Hier?" sagte sie.

„Zu Befehl, meine gnädige Frau. Darf ich Ihnen das Nähere mittheilen?"

„Ich bitte darum."

„Der Verkäufer von Birkenfelde wurde um das Kaufgeld betrogen."

„Leider, mein Herr."

„Der Betrug wurde verübt durch den Baron Alexander von Heimbach. — Aber der Baron Heimbach war nur das gedungene Werkzeug eines Anderen. Sie kennen diesen Anderen, gnädige Frau?"

Der Referendarius sagte es mehr versichernd, als fragend.

Die Generalin schwieg.

Er fuhr fort:

„Der eigentliche Betrüger war der Vater des schönen Fräuleins Rebekka. Aber das weiß die Welt nicht, und die Welt soll es jetzt erfahren. Darum handelt es sich in diesem Augenblick; das ist der Wille des Königs; dazu ist der Ministerialrath aus der Residenz hier."

„Darf ich bitten, daß Sie sich deutlicher ausdrücken", mußte doch die Generalin den langen Referendarius unterbrechen.

„Zu Befehl!" sagte er ruhig. „Die Sache ist übrigens einfach. Der alte Graf Breitenberg hat über den unglücklichen Handel zuerst den Verstand und dann das Leben verloren. Für ihn ist die Geschichte also abgemacht. Er hat nur zwei Töchter hinterlassen, von denen die eine hier ist."

„Hier?" rief die Generalin wieder.

„Freilich, meine gnädige Frau. Mit ihrer Tante, der Baronin Wangern, und damit Sie die Wahrheit nicht erst von anderen Leuten zu erfahren brauchen, in der Eigenschaft als Kammerjungfer der beiden Töchter der Baronin, also der Cousinen der jungen Gräfin."

„O, mein Gott!" verhüllte die Generalin das Gesicht.

Der Referendarius fuhr mit seiner unverwüstlichen Ruhe fort:

„Ja, meine gnädige Frau, so ist es, und, damit Ihnen auch das nicht erst andere Leute sagen müssen, so darf ich Ihnen gleich hinzusetzen, daß das arme Kind, die junge Gräfin — sie ist erst sechzehn Jahre alt — bei ihrer Tante und ihren beiden Cousinen die Hölle auf Erden hat. Die alte Wangern ist ein Satan — verzeihen Sie mir den respektwidrigen Ausdruck, und ihre beiden Töchter sind wahre Rangen."

„Mein Gott, mein Gott!" jammerte die Generalin.

Und der Referendarius fuhr wieder fort:

„Ja, es ist schlimm, und die Schwester der armen jungen Gräfin hat es nicht besser. Sie hatte mehr Stolz, mehr Muth; sie wollte nicht dienen, von Niemandem abhängig sein, auch von ihren Verwandten nicht. Sie ist freilich auch älter als jene arme junge Gräfin; sie zählt achtzehn Jahre. Sie ernährt sich

als Näherin oder Schneiderin in der Residenz, nehmen wir an als Schneiderin."

„Mein Herr" — sprang die Generalin auf.

Der Referendarius Helm zuckte die Achseln.

„Was wollen Sie, gnädige Frau? Man muß leben!"

„Mein Herr, haben Sie kein menschliches Gefühl?" rief die Generalin.

„Kein adliges, gnädige Frau!" sagte Helm.

Die Generalin setzte sich still wieder hin. Aber ihr Gesicht war leichenblaß.

Der Referendarius Helm sprach weiter:

„So ist die Geschichte mit Birkenfelde auch für die beiden Grafentöchter eine abgemachte. Die beiden armen Kinder können eben nichts thun. Ihre Verwandten wären noch da. Aber vielleicht will die geizige Frau von Wangern die Kammerjungfer ihrer Töchter behalten, der sie keinen Lohn zu geben braucht, und die beiden Fräuleins möchten kein so geduldiges Schlachtopfer für ihren Uebermuth und ihre Launen wiederfinden können. Die andern Verwandten aber gehören zu jener hochadligen Escorte des Baron Martell, die durch ihn reich werden will. So weiß, wie gesagt, die Welt nichts von dem Betruge des Vaters

der schönen Rebekka, und die Welt meint, der Betrüger sei der Baron Heimbach und —"

Der Referendarius brach in einer gewissen auffallenden Weise ab.

Die Generalin richtete sich stolz auf.

„Mein Herr, vollenden Sie Ihren Satz."

„Es war nichts Angenehmes für Sie, gnädige Frau, was ich sagen wollte."

„Ich hatte es erwartet, darum verlange ich, daß Sie fortfahren."

„Hm, meine gnädige Frau, es gibt einige Menschen, die den Herrn General von Branden für fähig halten, mit einem Baron Heimbach unter einer Decke zu stecken."

„Es ist eine Infamie, mein Herr!"

„Gewiß, meine gnädige Frau. Und gerade diese Infamie hat den König bewogen, die genaueste Untersuchung der Sache zu befehlen."

„Dem Könige kam jenes Gerücht zu Ohren?" fragte die Generalin.

„In folgender Weise, gnädige Frau. Der Baron Alexander von Heimbach hat einen Onkel, der gleichfalls Alexander von Heimbach heißt, Majoratsherr der bedeutenden Heimbachschen Güter und ein ebenso ehrlicher, und auf seinen ehrlichen und zugleich adligen

Namen eifersüchtiger alter Herr, wie sein Neffe ein großer und frecher Lump ist. Der Mann ist entrüstet, empört, vernichtet durch den Schlag, den die Birkenfelder Geschichte seinem Namen und der Ehre seiner Familie versetzt hat. Er will Genugthuung; er kann diese nur dadurch erlangen, daß der eigentliche Betrüger, das Verfahren seines Neffen entlarvt, zur Untersuchung gezogen und bestraft würde. Er weiß, daß das der Herr von Martell ist. Aber er hat keine Beweise, sondern nur Vermuthungen und auf seine Vermuthungen hin will kein König und kein Staatsanwalt gegen einen Herrn von Martell Schritte thun. Da hat er sich hinten aus seiner Provinz aufgemacht zu der Residenz und beim Könige eine Audienz erbeten und erhalten, und dem alten Herrn, der schon vor vierzig Jahren bei Hofe angesehen war, hat der König eine strenge Untersuchung der Sache und Bestrafung des Schuldigen versprochen, und der da mit der Untersuchung beauftragte Ministerialrath ist seit gestern Abend hier. — Das, gnädige Frau, sind die Mittheilungen, die ich Ihnen zu machen hatte. Ich habe Ihnen noch Auskunft darüber zu geben, warum ich glaube, sie Ihnen machen zu müssen. Es war nicht Bosheit, obwohl die Leute — hm — nicht ganz Unrecht haben, wenn sie mich boshaft nennen. Ich hatte diesmal

eine Portion andere Gründe. Zuerst, meine verehrte gnädige Frau, wollte ich Ihnen einen Dienst erweisen. Der erste Schritt des Ministerialraths hier muß und wird die Vernehmung Ihres Herrn Gemahls sein, und, wie unangenehm diesem ein solches Verhör wäre, werden Sie am besten zu beurtheilen wissen; Sie werden auch ein Mittel finden, es zu beseitigen. Und diesen Dienst, meine gnädige Frau, erweise ich Ihnen hauptsächlich im Interesse Ewald Kuhns, dessen Verehrung für Sie ich kenne, und mit dem ich Alles unmittelbar würde besprochen haben, wenn ich wüßte, wo er sich befindet. Sodann hatte ich die beiden armen Grafentöchter im Auge, die Schneiderin und die Kammerjungfer. Von dem Baron Heimbach erhalten sie keinen Kreuzer zurück; wird aber der Herr von Martell als wahrer Betrüger entlarvt, so könnten die beiden Damen wieder zu ihrem Gelde kommen, wenn man auch nur dem Herrn von Martell die Criminaluntersuchung damit abkaufte. Diesen Gesichtspunkt wollte ich Ihnen zugleich eröffnen. Und damit der Herr von Martell um so sicherer veranlaßt werden kann, die beiden Damen zu entschädigen, bitte ich Sie, zu bemerken, daß die beste Auskunft nächst ihm selbst und dem Herrn von Heimbach, der Vater Esthers, der alte Abraham Rosenstein, geben kann. Durch ihn ließ der Herr von

Martell wieder den Herrn von Heimbach beaufsichtigen. So mußte er namentlich mit diesem zu der Bank fahren, um die Kaufgelder für Birkenfelde in Empfang zu nehmen, damit Heimbach mit ihnen nicht durchgehe. Der alte Jude wird dadurch zwar auch in die Geschichte verwickelt. Allein es ist immer besser, als wenn er sich den Hals abschnitte, und dazu hätte er Lust genug, und es würde der armen Esther auch größeres Herzeleid bringen. Sodann wird dadurch ja auch Ihre Freundin Rebekka gerettet, die auf dem besten Wege ist, Frau von Heimbach werden zu müssen. Mit Rebekka, gnädige Frau, überlegen Sie auch ferner die Sache, und sagen Sie ihr auch offen, daß Sie Alles von mir wissen, und warum ich es Ihnen gesagt habe. Und endlich noch Eins. Wenn, wie man zu sagen pflegt, alle Strike reißen, dann haben Sie die Güte zu mir zu schicken, ich habe noch ein letztes Mittel in der Hand. Ich logire am andern Ende des Badeortes im Grünen Baum. Und damit, meine gnädige Frau, habe ich die Ehre, mich Ihnen unterthänigst zu empfehlen."

Die Generalin hatte wohl noch eine Menge Fragen an den langen Referendarius; aber vielleicht verwirrte sie eben die Menge. Sie erhob sich, ihn zu verabschieden. Doch, als sie ihm dabei in das häßliche

Gesicht sehen mußte und darin den frechen höhnischen Zug bemerkte, der diesem Gesicht so eigen war, fiel ihr Eins plötzlich ein, und sie konnte eine Frage an den Herrn Helm nicht unterdrücken.

„Mein Herr, sind Sie nicht der Agent des Herrn von Martell, und zwar gerade für —“

Sie stockte doch.

Der Herr Helm lachte höhnischer in sich hinein.

„Hm, gnädige Frau, ich war der Agent des Herrn von Martell, und zwar sein geheimer Agent und gerade für seine schlechten Streiche, wenngleich nicht für die schlechtesten. Aber ich habe mich von ihm losgesagt. Man will doch nicht gern seinen guten Namen verlieren, und Rebekka soll nicht unglücklich werden und die Tugend soll sich zu Tisch setzen, während das Laster sich —. Die gnädige Frau kennen ja den Schiller —“

Damit verließ der Referendarius Helm das Zimmer, indem er noch leise vor sich hin lachte.

Die Generalin blickte ihm in tiefem Sinnen nach. Sie war in der That in Verwirrung. Sie hatte soviel auf einmal gehört. Sie mußte sich sammeln, um zu überlegen, was zu thun sei. Sie gelangte nicht dazu.

Der Diener kam mit der Meldung, daß der General erwacht sei und sie zu sprechen wünsche.

Sie mußte zu dem Kranken.

Der Diener hatte ihm bei seinem Erwachen gesagt, daß sie den Besuch eines Fremden habe.

Sie hatte noch das gedankenvolle Gesicht, als sie zu ihm eintrat.

„Wer war bei Dir, Emma?" war seine natürliche erste Frage.

„Ein Herr Helm. Er gab sich für den Freund Ewalds aus."

„Und was wollte er?"

Durfte sie dem Kranken die Wahrheit sagen?

Sie kämpfte mit sich; sie zitterte.

„Emma, was ist Dir?"

Sie warf sich auf ihn, sie küßte ihn, sie weinte.

„Nein, ich darf Dir keine Unwahrheit sagen. Er brachte mir die Nachricht, daß ein Ministerialrath aus der Residenz hier ist, um auf unmittelbaren Befehl des Königs die Birkenfelder Angelegenheit zu untersuchen."

Die Birkenfelder Angelegenheit war der Wurm, der an dem Leben des alten braven Generals nagte. Die Erinnerung daran trieb ihm den kalten Schweiß auf die Stirn.

Er zuckte zusammen bei den Worten der Genera=

lin, mit seinem ganzen Körper, mit dem kranken Fuß, mit allen seinen brennenden Schmerzen.

„Armer Fritz!"

Da athmete er auf einmal frei auf; er sah die Gattin mit klarem Blick an.

„Ah, Emma, nun ist es ja endlich gut. Welch' ein Thor war ich! Ach, es giebt doch zweierlei Muth in der Brust des Menschen. In der äußeren Gefahr, in der Schlacht, im Kugelregen bewährt sich der eine, in den inneren Kämpfen, in der Noth und Gefahr, in den Leiden und Schmerzen und Aengsten des Herzens der andere. Wie lange habe ich für diesen Augenblick mich geängstigt, der jetzt da ist, mich vor ihm entsetzt, mich nach ihm gesehnt! Wie fehlte mir immer der Muth, ihn selbst herbeizuführen. Er mußte ohne mich kommen. Er ist gekommen und mir ist leicht, und — freue Dich nun mit mir, Du gutes, liebes Kind, die Du so lange mit mir Dich geängstigt hast, die ich so lange mit meiner Angst quälte. Komm, komm, Du sollst mir die Sorge wegküssen; laß mich die Thränen Dir wegküssen, die Du um mich weintest."

Er zog sie an sich, küßte sie zärtlich.

Sie erzählte ihm, was der Referendarius ihr mitgetheilt hatte. Aber was ihr Helm von den beiden armen Grafentöchtern gesagt hatte, das verschwieg sie

ihm doch, und sie machte sich kein Gewissen daraus in ihrem Glücke.

Wie sie noch sprachen, trat der alte Diener wieder mit einer Karte ein.

Der Ministerialrath aus der Residenz ließ sich anmelden.

Die Generalin mußte doch ihren Gatten ansehen.

„Der Herr Geheimrath sei mir angenehm", sagte der General.

Er war ruhig, es blieb ihm leicht auf dem Herzen.

Die Generalin entfernte sich.

Der Geheimrath erschien.

Er war verlegen, dem alten, tapferen General gegenüber, dem Manne, der gefeiert und geehrt wurde, weil er das Vaterland groß gemacht hatte, und den er beinahe wie einen Delinquenten verhören sollte. Er sprach und stotterte viel von seinem unangenehmen Auftrage, dem er sich aber nicht habe entziehen können, da ein unmittelbarer allerhöchster Befehl Seiner Majestät des Königs vorliege.

Der General unterbrach ihn in kurzer und guter soldatischer Weise.

„Herr Geheimrath, was mein König mir befiehlt, das thue ich immer gern und ohne Umschweife. Kom-

men Sie zur Sache, und wenn diese Sache Birkenfelde betrifft, so freue ich mich doppelt, Sie auf Befehl Seiner Majestät bei mir zu sehen. Fragen Sie mich frei von der Leber weg, Sie sollen offene Antworten von mir erhalten."

„In der That, Exzellenz, geht der allerhöchste Befehl Seiner Majestät dahin."

„Also fragen Sie, Herr Geheimrath."

Und der Geheimrath fragte:

„Exzellenz wollen mir zunächst die ganz gehorsamste Frage gestatten, ob Sie das Gut Birkenfelde käuflich von dem Grafen Breitenberg erworben haben?"

„Für dreimal hundertundzwanzigtausend Thaler, Herr Geheimrath."

„Unterhandelten Exzellenz persönlich mit dem Grafen, wenn ich ganz gehorsamst fragen darf?"

„Ich habe den Grafen nie in meinem Leben gesehen. Ein Baron Alexander von Heimbach erschien bei mir in seinem Namen; so gab er wenigstens vor. Ich kannte auch den Baron von Heimbach nicht; aber ich wußte, daß die Familie Heimbach zu dem geachtesten Adel des Landes gehört. Ich vertraute daher dem Baron, und gab ihm schließlich Vollmacht, den Kontrakt für mich mit dem Grafen abzuschließen und das Kaufgeld für mich von der Bank zu erheben, um

es dem Grafen auszuzahlen. Der Kontrakt wurde geschlossen. Der Herr von Heimbach hat das Geld baar von der Bank erhalten; ich stand in der Meinung, er habe es baar dem Grafen ausgezahlt, bis ich — den Betrug erfuhr. Den Baron Heimbach habe ich seitdem nicht wiedergesehen. Das, Herr Geheimrath, ist mein Antheil an der unglücklichen Affaire. Bedürfen Sie einer Auskunft über noch Weiteres, so bitte ich um Ihre Fragen, und was ich weiß, werden Sie von mir erfahren."

Der Geheimrath dankte ganz gehorsamst für das Mitgetheilte und bat dann:

„Der Baron Heimbach soll nur der Agent des Herrn von Martell gewesen sein; könnten Exzellenz die Güte haben, mir darüber Auskunft zu geben?"

„Ich weiß davon nur, was das Gerücht sagt; doch habe ich in Erfahrung gebracht, daß der Herr von Heimbach in der Angelegenheit von einem ferneren Agenten des Herrn von Martell überwacht wurde, einem gewissen Abraham Rosenstein. Dieser soll auch den Herrn von Heimbach bei Empfangnahme der Kaufsumme von der Bank begleitet haben."

Der Ministerialrath hatte vor der Hand keine weitern Fragen. Aber —

„Ich bedaure nur, daß der Baron Heimbach spurlos verschwunden ist.“

„Der Herr von Heimbach ist hier“, sagte der General.

„Ah! Unter seinem Namen?“

„Ich weiß das nicht. Aber ein Referendarius Helm wird Ihnen Mittheilung darüber machen können. Er logirt im Grünen Baum.“

„Und Abraham Rosenstein? Wo existirt der?“

„Sie können auch nach ihm bei dem Herrn Helm anfragen.“

Der Geheimrath empfahl sich ganz gehorsamst.

Und dem alten Feldherrn war es doch noch leichter um das Herz geworden.

„Emma, er ist ganz gehorsamst fort, und meinetwegen auf Nimmerwiedersehen.“

Er erzählte ihr, und die Generalin umarmte ihn vor Freude, daß er so voll Freude war.

In ihre Freude kam Ewald Kuhn.

Er sah sehr ernst, verstimmt, bekümmert aus.

Die beiden glücklichen Gatten gewahrten es nicht gleich.

„O, Ewald, Du kommst zur rechten Zeit. Freue Dich mit uns.“

Emma rief es, und sie fuhr fort:

„Die Birkenfelder Angelegenheit wird untersucht, auf Befehl des Königs. Ein Beamter des Königs ist hier. — Aber —“

Sie sah sein ernstes, trübes Gesicht.

„Aber Du freust Dich nicht mit uns, Ewald?“

„Ich wußte es schon“, sagte er.

Sie wurde fast empfindlich.

„So? Und auch daß der Beamte meinen Mann schon vernommen hat? Und daß nun die Wahrheit an den Tag kommen wird? Und daß wir darüber so glücklich sind?“

„Es freut mich für Euch —“

„Es freut mich für Euch? Das sprichst Du so kalt, als wenn —“

Sie sah ihn noch einmal an, schärfer, wie mit ihrem Herzen.

„Ewald, was ist Dir? Was hast Du? Was ist Dir geschehen?“

„Ich war in der Residenz, und ich fand dort nicht viel Erfreuliches.“

„Betraf es Birkenfelde?“ war die rasche Frage der Generalin.

Der General selbst war unruhig geworden.

„Mich ergriff etwas Anderes schmerzhaft“, war die Antwort Ewalds.

Sie klang fast wie eine ausweichende.

Die Generalin sah ihn darauf an.

„Darf ich wissen, was es war, Ewald?“

„Gewiß, Emma! Es wird auch Dich angreifen. Der Riß zwischen Sophie uud Ehrhard ist ein unheilbarer geworden.“

„Sophie?“ rief die Generalin. „O, ich hatte die Arme vergessen. Was ist mit ihr geschehen? Wo ist sie?“

Sie hatte es rasch, hastig gesagt, aber während sie sprach, heftete ihr Blick sich mißtrauisch auf Ewald. Verschwieg er ihr wieder etwas? Wollte er ihre Gedanken irre leiten? Ihr Auge sah scharf; es sah ja mit ihrem Herzen.

„Wo sie ist?“ erwiderte Ewald Kuhn. „Ich habe sie mit mir hierher gebracht.“

„Und wo ist sie? Warum ist sie nicht bei mir?“

„Sie wird zu Dir kommen.“

„Du brachtest sie in den Gasthof?“

„Nein.“

„Aber, Ewald, wo ist sie? Du ängstigst mich.“

„Sie ist bei Rebekka.“

„Ah! —“

Sie wurde still, sehr still, so sonderbar still. Durch

ihr Gesicht zog sich ein plötzlicher Schmerz. So blickte sie stumm vor sich hin.

„Ewald", sagte der General, „wie konntest Du Emma beleidigen, daß Du Sophie nicht zu uns führtest?"

„Ich wußte nicht, General, wie es Ihnen ging."

„War das Dein Grund, Ewald?" sagte die Generalin, als wenn seine Antwort sie aus einem Traume geweckt habe.

Ewald antwortete ruhig:

„Durfte ich die Unglückliche in das Haus der Sorge führen?"

Emma erwiderte ihm nichts.

Sie wandte sich an ihren Gatten.

„Erlaubst Du, daß ich Sophie hole?"

„Ich wollte Dich darum bitten, Emma."

„Ich darf gleich gehen?"

„Ich bitte Dich auch darum."

Sie wandte sich wieder zu ihrem Vetter.

„Wirst Du mich begleiten, Ewald?"

„Wenn Du es erlaubst."

„Gehen wir."

Sie war so ungewöhnlich rasch, fast hastig.

Sie gingen.

Draußen wurde sie ruhiger. Aber mit der Ruhe

schien eine eigenthümliche Entschiedenheit über sie gekommen zu sein, wie durch einen schnellen und heftigen inneren Kampf.

„Warum brachtest Du Sophie nicht zu mir?"

„Ich sagte es schon, Emma."

„Warum zögertest Du mit der Antwort, daß sie bei Rebekka sei?"

„Ich wüßte nicht, daß ich zögerte."

„Hattest Du Rebekka etwas Besonderes zu sagen?"

„Emma —"

„Was ich nicht wissen durfte?"

„Du wirst Alles erfahren, Emma!"

Sie zuckte zusammen. Sie wollte den mißtrauischen, den durchbohrenden Blick wieder auf ihn richten. Sie senkte die Augen nieder. Sie ging schweigend neben ihm.

Aber sie konnte nicht lange stumm sein, eine innere Gluth mußte in ihr lodern und sie zu verzehren drohen.

„Ewald, wenn wir Sophie abgeholt haben, werde ich Dich um einen zweiten Gang mit mir bitten."

Das war nicht die Gluth, die in ihr brannte, aber der Mensch greift zu allerlei Löschmitteln, wenn es in ihm brennt, und wenn er zu dem rechten Mittel nicht greifen darf.

„Ich werde zu Deinem Befehle sein, Emma“, war die Antwort Ewalds.

„Du kennst den Namen des frühern Besitzers von Birkenfelde?“

„Was soll der hier?“

„Er hat zwei Töchter hinterlassen.“

„Ja“, sagte Ewald.

Er sprach es in einem so sonderbar gedehnten Tone, als wolle er eine Unruhe verbergen, die auch ihn plötzlich ergriffen hatte.

Emma gewahrte es nicht.

„Die Eine von ihnen ist hier“, fuhr sie fort.

„Ah!“

„Sie ist hier in einer traurigen, unwürdigen Lage. Sie muß daraus befreit werden, noch heute. Ich bedarf dazu Deiner Hülfe. Mein Mann darf nichts davon wissen. Du begreifst es, er weiß nichts von der Existenz der beiden Kinder. So darf die junge Gräfin auch nicht zu uns, und ich bin in Verlegenheit, wohin ich sie bringen soll.“

„Ist Rebekka nicht da?“ fragte Ewald rasch.

„Rebekka?“

„Emma, ich habe Dir ein Geständniß zu machen!“

Da mußte sie doch den durchbohrenden Blick auf ihn werfen.

„Es betrifft Rebekka?"

„Sie und die beiden armen jungen Gräfinnen."

„Wie?"

„Laß Dir erzahlen, Emma. Ich erfuhr in der Residenz das Schicksal der beiden jungen Damen. Sie mußten ihm entrissen werden, beide, sofort. Die ältere Schwester, Gräfin Marie, durfte ich keinen Tag länger in der Residenz lassen; ich theile Dir später den Grund mit. Du und Dein Mann durftet, solltet von nichts wissen, Dein Mann nie, Du nicht sogleich. Unter dem Schutze einer Frau mußte die junge Dame sein. Ich dachte an Sophie. Ich suchte sie auf. Die Arme war in ihrer Trostlosigkeit auf dem Wege zu Dir, so konnte ich auch mit der Gräfin Marie nur hierher kommen, aber wir durften nicht gleich zu Dir gehen; Du mußtest erst vorbereitet werden. So führte ich sie mit Sophie zunächst zu Rebekka. Seit einer Stunde sind wir hier."

Emma mußte ihren Schritt hemmen, während Ewald erzählte. Sie richtete ihre Augen zu ihm auf, aber nicht mehr mißtrauisch, und doch mit einem Blicke, der tief in sein Inneres drang und tief hineindringen sollte. Sie nahm seine beiden Hände.

„Ewald", sagte sie und die Stimme versagte ihr; sie mußte tief Athem schöpfen, ehe sie fortfahren konnte.

„Ewald, Ewald!“

Sie konnte doch nicht weiter sprechen.

Ewald war fast erschrocken.

„Emma, was ist Dir?“

Sie war tief blaß gewesen, ihr schönes, edles Gesicht wurde von einer klaren Röthe übergossen.

„Was mir ist?“ sagte sie laut und wie frohlockend, „ich war ungerecht gegen Dich gewesen, und ich schäme mich vor Dir — und doch nein, ich schäme mich nicht.“

Und plötzlich mußte sie wieder stocken, und die klare, feine Röthe ihres Gesichtes wurde zu einer tiefen dunklen Gluth der Scham oder doch nicht der Scham, oder nur auf eine halbe Sekunde; dann war es der wunderbar leuchtende Schein eines anderen Feuers, das auf einmal in ihr Herz gedrungen war und darin brannte, warm und beseligend, und doch von ihr selbst ungeahnt.

„Gehen wir, gehen wir, Ewald“, sagte sie.

Und die Gluth in ihrem Innern wurde immer mehr die milde und beglückende Wärme jenes edelsten Gefühles, von dem das Herz voll werden kann, und von dem es schon voll ist, wenn man es noch nicht ahnt, und das dann zu der höchsten Seligkeit oder zu dem tiefsten Elend führt.

Aber sie war nur glücklich, und so glücklich, daß

sie es nicht wußte, daß sie nicht daran dachte, nicht daran denken konnte.

„Gib mir Deinen Arm, Ewald“, sagte sie, und sie legte ihren Arm in den seinigen, und sie mußte sich an ihn schmiegen und sie wußte nicht, daß sie es mußte und daß sie es that.

So gingen sie still weiter bis zu der, unter blühenden Bäumen verborgenen Wohnung Rebekkas.

Rebekka empfing sie. Sie war allein, sie war gedrückt.

„Sie haben eine entsetzliche Scene gehabt, meine arme Freundin“, sagte die Generalin zu ihr.

„Sie wissen es schon?“

„Sprechen wir später darüber. Was machen Ihre neuen Schützlinge?“

„Sie ruhen aus. Sie bedürfen beide der Ruhe nach der anstrengenden Reise.“

„Und sind beide so unglücklich!“ sagte Ewald.

„Auch die Gräfin Breitenberg?“ sagte Rebekka.

„Auch sie. Ich erzählte Ihnen nicht gleich von ihr, Fräulein Rebekka, ich wollte Ihnen das Herz nicht betäuben. So hört es jetzt Beide. Es geht Euch ja Beide an, uud Ihr tragt gemeinschaftlich Euer Leid.“

„Der Graf Breitenberg hatte nur eine Schwester hinterlassen, die sich seiner Töchter annehmen konnte.

Die Baronin Wangern ist als eine geizige, hochmüthige und hartherzige Frau bekannt. Sie konnte sich der Verpflichtung nicht entziehen, der beiden Nichten sich anzunehmen. Sie bot ihnen an, zu ihr zu kommen. Lucia, die jüngere, ein weiches, unselbständiges Kind von sechzehn Jahren, mußte dem Rufe folgen. Sie ist mit ihr hier. Marie, die ältere, mit ihrem festen Sinn, mit ihrem entschlossenen Wesen, entfloh dem Geize, der Hartherzigkeit, leider, um anderem Elende zu verfallen. Sie wollte selbstständig leben, und zugleich — ihr Stolz litt es nicht anders — unbekannt. Sie ging unter einem fremden Namen in die Residenz. Sie war Meisterin in weiblichen Arbeiten, sie suchte Arbeit, überall war Ueberfüllung. Die Fremde, Unbekannte wurde überall zurückgewiesen. In einer Leinwandhandlung fand sie endlich Beschäftigung, viele und mühsame Arbeit, geringen Lohn. Sie konnte sich nicht lange so erhalten. Sie erkrankte; sie war ohne alle Mittel; sie mußte in ein öffentliches Krankenhaus gebracht werden. Papiere, die man hier bei ihr fand, entdeckten ihren wahren Namen. Der Regierungsrath Ehrhard erfuhr ihn; er gehörte zu dem Kuratorium des Hospitals. Ehrhard machte mir, als ich in der Residenz bei ihm war, die Mittheilung. Er hatte für sie gesorgt, daß es ihr an nichts fehlte. Sie war in

der Genesung, sie durfte in ihr vorheriges Leben nicht zurückkehren. Ich begab mich zu ihr, nannte ihr meinen Namen, machte sie mit meinen Beziehungen zu Euch Beiden, mit Eurer Beiden Herzen bekannt, bat sie, mir hierher zu folgen. An Rebekka hatte ich geschrieben; sie durfte Dir, Emma, nichts mittheilen, bis ich selbst kam. Ich hatte einen schweren Kampf mit der Armen."

„Ich fühle mich wieder stark, ich kann wieder arbeiten, ich will von Niemandem abhängig sein."

„Sie werden in der Sphäre, in die Sie nicht gehören, stets wie verlassen und vergessen sein."

„Ich will verlassen und vergessen sein."

„Und Ihre Schwester Lucia?" sagte ich.

„Was soll Lucia?"

„Ich wußte, daß die beiden Schwestern sich zärtlich liebten.

„Ich antwortete ihr:

„Gräfin, wie Sie in die Stellung zurückkehren müssen und sollen, in die Sie gehören, so soll es auch Ihre Schwester Lucia, und meinen Sie, die Arme könne sich glücklich fühlen, wenn sie weiß, daß ihre Schwester als Arbeiterin darbt? Wir vereinigen Sie wieder mit Ihrer Schwester.

„Sie hatte keinen Widerspruch, wie keinen Widerstand mehr.

„Ich suchte die noch ärmere Sophie auf. Ich bin mit Beiden hier."

Sophie Ehrhard kam zu den Damen.

Sie fiel weinend in die Arme Emmas. Sie war lange sprachlos.

„Du bist noch immer so unglücklich, Sophie?"

„Unglücklicher als je! Das Herz ist mir zerrissen, ich habe keine Hoffnung mehr."

„Was ist geschehen?"

„Das Entsetzlichste. Mein eigener Mann, er, den ich anbete, hat mich — ich kann es nicht aussprechen."

Sie konnte es nicht aussprechen.

„Wo ist Sophiechen?" sagte die Generalin.

„Ich habe sie ihm zurückgegeben. Er war so allein; er dauerte mich; ich glaubte sein Herz dadurch wieder zu gewinnen, und er führte jenen vernichtenden Schlag gegen mich."

„Du sollst mir Alles erzählen", sagte die Generalin. „Es wird Dir das Herz erleichtern; wir werden Mittel ersinnen, daß es doch wieder besser wird."

Sophie schüttelte den Kopf.

„Erzählen will ich Dir, muß ich. Es war mir schon so lange Bedürfniß. Aber besser kann es

nicht wieder werden, der Tod und die Vernichtung geben nichts zurück."

Rebekka war hinausgegangen. Sie kehrte zurück, sie wandte sich an Ewald.

„Die Gräfin Marie hat gehört, daß Emma hier ist. Sie, lieber Ewald, sollen sie zu ihr führen."

Ewald sah die Generalin an.

„Führe sie zu uns, Ewald."

Er ging.

Welch' eine leidende und doch hohe, ungebrochene Mädchengestalt kam mit ihm nach wenigen Minuten herein.

„Gnädige Frau", sagte die Gräfin Marie Breitenberg, die gedarbt und gehungert hatte, um unabhängig zu bleiben von dem Hochmuthe und der Hartherzigkeit Anderer.

Aber bei dem Anblick der edlen Gestalt Emmas von Branden beugte sie sich.

Und Emma schloß sie in ihre Arme und sagte mit ihrer Stimme, die so warm und so innig aus dem Herzen kam:

„Seien Sie meine Schwester! Seien wir Freundinnen."

„Ich werde Ihnen ewig dankbar sein", sagte die junge Gräfin an dem Herzen Emmas.

„Und jetzt, Ewald, begleite mich zu Lucia, auch sie muß mein sein. Für heute noch führe ich sie zu Ihnen, Rebekka. Ich darf?"

„Sie machen mich glücklich."

Emma und Ewald gingen.

„Fahren wir hin, Ewald", sagte sie draußen. „Ehren wir das arme Kind, geben wir ihr eine Genugthuung für die erlittenen Mißhandlungen."

Sie nahmen den großen Staatswagen. Emma machte vollständige Toilette.

Dann fuhren sie an der Wohnung der Frau von Wangern vor.

Ein Diener saß in seiner Staatslivree auf dem Bock neben dem Kutscher.

Er sprang herunter, zog die Klingel des Hauses.

Ein Diener der Frau von Wangern erschien.

„Frau Generalin von Branden und Herr Baron Kuhn wünschen der Comteß Breitenberg ihre Aufwartung zu machen."

Der Diener der Frau von Wangern wollte ein Gesicht machen, als habe er einen Narren vor sich, aber er sah die vornehme Herrschaft in der Equipage; Ewald von Kuhn blickte ihn so ernst und befehlend an.

„Ich werde es der gnädigen Frau melden", sagte er doch.

„Die gnädige Frau läßt bitten“, kam er zurück. Emma und Ewald folgten ihm in einen Salon. Die Frau von Wangern empfing sie darin.

„Was verschafft mir die Ehre?“

„Comteß Lucia Breitenberg wohnt bei Ihnen, Frau Baronin“, sagte Emma.

„Sie hält sich bei mir auf.“

„Ich wünsche sie zu sprechen.“

„Darf ich fragen, in welcher Angelegenheit?“

Die Dame sprach die Worte pikirt. Von ihr nahm man weiter keine Notiz, als daß man sich bei ihr nach einer Person erkundigte, die sie als eine Domestikin zu behandeln gewohnt war.

Die Generalin blieb ruhig, wurde nur vornehmer.

„Gnädige Frau, ich hatte die Ehre, Ihnen zu sagen, daß ich die Comteß zu sprechen wünsche.“

Es war eine Abfertigung.

Der Hochmuth der Baronin fühlte sich verletzter.

„Die Comteß ist ein Kind.“

„Deshalb dürfte ich nicht mit ihr reden?“ sagte die Generalin.

„Sie steht unter meinem Schutz, ich bin ihre Tante.“

„Ich werde die Rechte der Verwandtschaft nicht verletzen, gnädige Frau.“

„Ich habe sie aus Mitleid in mein Haus genommen."

Die Dame sprach es mit Bosheit. Es war, als ob eine Ahnung der Absicht der Generalin in ihr aufgetaucht sei.

Emma entgegnete ihr ruhig:

„Gnädige Frau, Sie werden mir hoffentlich gestatten, Ihrem Mitleiden das meinige für das arme Kind hinzuzufügen."

Sie betonte die Worte: für das arme Kind.

Die Ahnung der Baronin Wangern war der Dame zur Gewißheit geworden. Ihr Zorn erwachte. Der Referendarius Helm hatte das schon gesagt: sie sparte durch die Comtesse den Lohn einer Kammerjungfer, ihre beiden Töchter, die der Herr Helm als Rangen bezeichnet hatte, verloren eine Dienerin, die geduldig ihre Mißhandlungen hinnahm, und, was der lange Referendarius nicht wußte oder vergessen hatte, Mutter und Töchter hatten bei allen ihren Bekannten nicht oft genug wiederholen können, wie großmüthig die arme Verwandte von ihnen aufgenommen, und welche Last sie ihnen sei.

Eine Einwendung hatte die Frau von Wangern nicht mehr.

„Exzellenz", sagte sie, „die Comteß ist nicht zu Hause, ich bedaure daher unendlich."

Sie sprach die Worte mit einem Hohne, auf den der Referendarius Helm hätte eifersüchtig werden können.

Ewald Kuhn nahm für seine Cousine das Wort:

„Gnädige Frau, darf ich Ihren Bedienten befehlen, die Comteß hierher zu bitten?"

Er war schon an der Thür um die Klingel zu ziehen.

Die Dame konnte den Grimm ihres Innern kaum mehr zurückhalten.

„Mein Herr", rief sie.

Sie wollte ihm nachstürzen, ihn zurückhalten.

Die Glocke läutete schon draußen.

Ewald trat in die Thür.

Der Diener stand im Gange.

„Die gnädige Frau läßt die Comteß bitten!" befahl er dem Diener.

Der Diener ging.

Ewald trat in das Zimmer zurück.

Die Baronin war kreideweiß.

„Mein Herr, Sie wollen den Herrn in meinem Hause spielen?"

Auch Ewald blieb ruhig.

„Ich spiele nicht, gnädige Frau, Sie sehen mich sehr ernst.“

„Sie überfallen mich mit Gewalt, wie ein —“

Ewald unterbrach sie:

„Sparen Sie Ihre Worte, den Streit, gnädige Frau, sparen Sie einen öffentlichen Skandal. Ihre Nichte, die arme Comteß, wird hier tyrannisirt. Meine Cousine, die Generalin Branden, und ich sind des festen Willens, das nicht ferner zu dulden; wir sind gekommen, die junge Dame von hier abzuholen.“

„Wer gibt Ihnen ein Recht dazu?“ fuhr die wüthende Dame auf.

„Jedenfalls die Menschlichkeit.“

„Aber kein Gesetz, mein Herr!“

„Hm, meine gnädige Frau, auch das Gesetz, wenn ich bekannt gebe, welche unwürdige Behandlung dem Kinde hier von ihren Verwandten widerfährt. Und, bei Gott, ich würde auf der Stelle die Hülfe der Behörden in Anspruch nehmen, wenn Sie uns noch den geringsten Widerstand entgegensetzen.“

Der Diener ließ ein bildhübsches blasses Kind eintreten.

Die Comteß Lucia war noch ein Kind, und ein Kind, deren blasse Wangen, milde Züge und treue

Augen zeigten, daß sie in ihrem jungen, freudlosen Leben mehr geweint als gelacht hatte.

Sie blickte verwundert auf ihre vor Zorn bebende Tante, auf die wunderbar schöne und hohe fremde Dame, auf den fremden Herrn mit dem festen, klaren, ruhigen Wesen.

Emma von Branden trat zu ihr.

„Meine liebe Comteß, Ihre Schwester Marie ist hier, krank, leidend, in bester Pflege allerdings, aber nach ihrer Schwester Lucia sich sehnend."

Das Kind blickte mit dem blassen Gesichte ängstlich auf ihre Tante.

Ewald trat vor:

„Ihre gnädige Frau Tante ertheilt Ihnen die Erlaubniß, uns zu begleiten. Der Wagen wartet draußen."

Die Baronin wagte nicht, nein zu sagen.

Die Generalin nahm die Hand des Kindes.

„Sie sehen Ihre Tante wieder, Comteß."

Sie verbeugte sich stumm gegen die Baronin, führte das Kind zu der Thür.

„Gnädige Frau, wir danken Ihnen", sagte Ewald.

Beide verließen mit dem Kinde das Zimmer.

Die Baronin von Wangern riß an der Klingel

wie eine Rasende, aber sie wollte wohl nur dem Diener sagen, daß sie Krämpfe bekommen werde.

Die Generalin und Ewald fuhren mit dem Kinde zu Rebekka.

Die beiden Schwestern lagen einander weinend in den Armen.

Wie viel Leid, wie viel Weh war über sie gekommen, seitdem sie sich nicht gesehen hatten. Und wie schwerer drückt das Leid und wie tiefer ist das Weh, wenn verwaiste Geschwister von einander gerissen werden und arm und verlassen sich mühsam das trockene Brod verdienen, oder gar bei Anderen das Gnadenbrod essen müssen.

Die Gräfin Marie, die ältere und die stärkere, konnte zuerst ihre Thränen trocknen.

„O, meine arme Lucie", sagte sie, „mögen dies die letzten bitteren Thränen sein, die Du weinst."

„Es sind ja Freudenthränen, Marie", sagte das arme Kind.

Emma aber bat dann Ewald, sie nach Hause zu führen.

„Ich bin ermüdet", sagte sie, „und doch so glücklich, so unendlich glücklich, und ich weiß nicht, was es ist."

„Du hast Gutes gethan, Emma!"

„Nein, nein, Du thatest mehr als ich und —. O, Ewald, welch' ein braver Mensch bist Du, und welch' ein fester und ein milder Mann."

Und sie stockte, und das Herz schien ihr plötzlich so voll zu werden, das heiße Blut strömte ihr zu dem schönen Gesichte hinauf, übergoß ihr die Wangen mit seinem Purpur.

„Verlaß mich, verlaß mich, Ewald!"

Sie hatten den Garten ihrer Wohnung erreicht.

„Wann sehe ich Dich wieder, Ewald?"

„Heute, Emma!"

Sie stürzte in den Garten; aber sie kam nur bis zu ihrer Laube. Dort verweilte sie lange, bis sie in das Haus zu ihrem kranken Manne ging.

Und Ewald stand lange an dem Garten und blickte nach der Stelle, wo die Bäume ihm ihre Gestalt verborgen hatten. Dann kehrte er langsam nach seiner Wohnung zurück.

Viertes Kapitel.

Eine Unkenschlucht.

Wir müssen einige frühere Ereignisse aus unserer Geschichte nachholen.

An dem Tage, an welchem Ewald Kuhn nach der Residenz reiste, hatte er vorher in der großen Promenade des Badeorts eine Unterredung mit dem Referendarius Helm gehabt. Das Gespräch der Beiden war plötzlich unterbrochen worden durch die Erscheinung einer schönen, schlanken, jungen Dame von vornehmer Haltung und eines kleinen, gedrungenen Herrn, so wie zweier bildhübscher kleiner Kinder, die sich in Gesellschaft des Paares befanden. Der Herr Helm war über den plötzlichen Anblick der Familie — oder war es keine Familie! — in große Aufregung gerathen; ein Ruf war seinen Lippen entfahren und er hatte seinen

Freund und ehemaligen Leibfuchs Ewald Kuhn eilig verlassen.

Er war den Fremden gefolgt, von weitem und vorsichtig, um nicht von ihnen gesehen zu werden.

Sie schlugen einen Weg ein, der um den Badeort herum an dessen anderes Ende und dort in eine der kleinen Schluchten führte, die reizend und verschwiegen den Ort umgaben! In der Schlucht verschwanden sie.

Der freche lange Referendarius wagte nicht, ihnen hinein zu folgen. Er sah zwischen schlanken italienischen Pappeln ein hohes Dach hervorragen, nicht weit von dem Eingange der Schlucht. Dorthin mußten sie gegangen sein. Aber wagte er nicht, ihnen dahin nachzu gehen, zurückkehren konnte er auch nicht. Er sah sich die Berge an, die das kleine, enge Thal einschlossen. Sie lagen hoch und steil und nahe genug einander gegenüber. Der eine trug dunkle Waldung, der andere dichtes Buschwerk.

Das Gebüsch verbirgt mich besser, sagte sich der Herr Helm, und er erstieg den Berg rechts, der es trug.

Er erreichte bald einen Vorsprung auf dem er, hinter blühendem Weißdorn, wilden Kirschen und Waldrosen verborgen, die ganze Schlucht übersehen konnte.

Sie lag so wunderbar schön und verschwiegen, still und klar in der Morgensonne des Frühlings unter

ihm. Sie war ganz und gar ein reizender, von der Welt hier abgeschiedener kleiner Park mit Laubgängen, Boskets, Rasenplätzen, Blumenbeeten, einem Teiche, einem alterthümlich gebauten großen Hause unter einem spitzen Giebeldach, einem kleineren Gebäude dahinter, einem Garten zwischen Beiden. Das Alles sah so behäbig, so wohnlich und zugleich so vornehm aus. An dem hohen Bogenfenster des Hauses waren weiße Markisen niedergelassen; auf den Gesimsen standen Blumentöpfe mit den schönsten Frühlingsblumen; auf den blanken messingenen Ringen, die in den Fenstern hingen, schaukelten sich bunte Papageien; in einer großen Voliere sonnten sich einheimische und fremde Vögel aller Art; auf dem Teiche schwammen Enten umher; der Springbrunnen schoß glitzernd seinen hohen Strahl empor, der in Bogen und die Farben des Regenbogens in den Sonnenstrahlen abspiegelnd, zurückfiel. Das kleinere Gebäude hinter dem großen, wie ein Pavillon aufgeführt, aber groß genug, um bewohnt werden zu können, schien bewohnt zu sein.

Dem Referendarius Helm schwoll die Zornader an der Stirn, als er das Alles sah, dann träumte er vor sich hin, als wenn er sich da unten hinein träumte, vielleicht mit der schönen, schlanken, jungen Frau, und er blickte sehnsüchtig auf das Haus mit den hohen

Bogenfenstern und weißen Markisen. Dann aber glitt sein Blick auf den reizenden bewohnten Pavillon und der helle Zorn stieg ihm wieder in das Gesicht — dachte er an den kleinen untersetzten Begleiter der schönen Frau?

Die Dame erschien mit den beiden Kindern im Garten. Sie kamen aus dem Wohnhause. Die Dame ging langsam in einem der Gänge des Gartens auf und nieder. Die Kinder neckten sich spielend um sie her. Sie achtete nicht darauf. Ihre Blicke waren nach dem Pavillon gerichtet. Sie schien dort etwas zu suchen, zu erwarten. Sie mußte nicht lange warten.

Der kleine gedrungene Herr tra aus der Thür des kleinen Gebäudes. Er schritt auf die Dame zu.

Indem er sich nahte, zogen die beiden Kinder sich zurück, wie instinktmäßig oder wie aus Gewohnheit; die Dame hatte ihnen kein Wort gesagt, sich nicht einmal nach ihnen umgesehen.

Sie hatte nur Augen für den kleinen Herrn.

Er war ein hübscher junger Mann, mit einem frischen, wohlgeformten Gesichte, blonden Locken, krausem blonden Vollbart, einem raschen, kecken Wesen. Aber etwas Vornehmes bot seine Erscheinung nicht dar. Die Freundlichkeit und Vertraulichkeit, mit der er sich der Dame nahte, hatte sogar etwas Ordinaires. Sie nahm

sie dennoch auf, und sie nahm sie hingebend und glücklich an.

Der Zorn sandte ein höhnisches Lachen in das Gesicht des Referendarius Helm.

„Ihr Geschmack hat sich nicht verändert, wie es scheint!“ lachte er.

Dann wurde er doch wieder ernsthaft.

„Aber zum Teufel, eine solche glatte, blondgelockte, geistlose Fratze war ich doch nicht!“

Die Dame ging Hand in Hand mit dem kleinen Herrn. Sie waren in einem angelegentlichen Gespräche.

Die Kinder hielten sich entfernt von ihnen. Sie hatten sich scheu zurückgezogen. Bald waren sie wieder munter geworden. Sie spielten und jagten sich wieder. Im Rennen kamen sie in die Nähe der Dame und des Herrn; sie wußten es selbst nicht. Sie jagten sich an den Beiden in dem nicht breiten Gange vorüber, der Knabe an der Seite der Dame; das ältere Mädchen streifte den Herrn.

Der kleine Herr fuhr auf, ärgerlich, zornig. Er griff nach dem Kinde, faßte es, er preßte ihm das Aermchen, daß das Kind schrie, schlug es, daß es bitterlich weinte, stieß es von sich. Er geberdete sich fast wie ein Wüthender. Das arme Mädchen eilte seinem Brüderchen nach. Der kleine Knabe hatte sich geflüchtet,

so schnell und so weit seine Beinchen ihn tragen konnten. Hinten in einem Winkel des Gartens machten sie Halt, die beiden Geschwister — denn Geschwister waren sie wohl — und sahen mit den bleichen Gesichtern sich erschrocken an, und wagten nicht, sich umzublicken oder sich nur zu erzählen und zu beklagen. Und die Mutter? Oder war die schöne Dame nicht die Mutter der Kleinen? Sie hatte keine Miene gemacht, der Mißhandlung des Kindes sich zu widersetzen, den Rohheiten des kleinen Herrn Einhalt zu thun. Gebeten mochte sie ihn wohl haben, von seinen Thätlichkeiten Abstand zu nehmen. Der Referendarius hatte das in der Entfernung nicht hören können. Aber der kleine Herr hatte dann auf ihre Bitte nicht gehört und sie hatte ruhig ihr Kind ferner mißhandeln lassen. Und als das geschehen und als das Kind fort war, ging sie an der Seite des rohen Burschen weiter, als wenn nichts vorgefallen sei, und er lachte und scherzte und sie ging auf seine Scherze ein.

„Und das ist nicht das erste Mal so!" knirschte der Referendarius Helm mit den Zähnen. „Der Bursch spielt hier den Tyrannen gegen die Mutter und die Kinder, weil er der Liebhaber der Mutter ist? Wer ist er denn? Wofür gilt er hier?"

Er verließ seinen Versteck, stieg den Berg hinunter und kehrte in den Badeort zurück.

„Zum Abend!“ sagte er sich, und seine Augen leuchteten Rache.

Am Abend, als es dunkel geworden, war er wieder da. Er erstieg nicht wieder den Berg, er trat in die Schlucht hinein, langsam vorsichtig, wie eine lange Blindschleiche. Ein Fußpfad führte ihn zwischen Gebüsch, bis an ein Thor, das in der Mitte eines zu beiden Seiten sich ausdehnenden Gitters sich befand. Er blickte durch das Gitter in einen Garten; er gewahrte darin das Haus mit dem Giebeldach, das er am Tage gesehen hatte. Das Thor schien verschlossen. Er machte keinen Versuch, es zu öffnen. Er hätte Geräusch verursachen und sich verrathen können. Er ging an dem Gitter entlang, ob er vielleicht dem Hause näher komme, oder einen anderen offenen Eingang finde. Der Garten schien ein regelmäßiges Viereck zu bilden; das Haus lag ziemlich in seiner Mitte. So kam er ihm nicht näher; er fand auch keinen unverschlossenen Eingang weiter. Das einsame Gitter lief um den ganzen Garten, dem Thore gegenüber, von dem der Referendarius ausgegangen war, befand sich zwar noch ein Pförtchen, er versuchte es zu öffnen; es war verschlossen. Er kehrte zu dem großen Hauptthore zurück.

Er hatte auf seinem Gange um das Gitter in

Haus und Garten Alles still gefunden. Es war so geblieben. Haus und Garten lagen auch dunkel da. Still und dunkel war es auch in dem Pavillon; auf ihn hatte der Referendarius fast seine größte Aufmerksamkeit gerichtet.

Er stand zögernd an dem Thore, ob er es jetzt öffnen solle.

In dem großen Hause wurden zwei Fenster hell, unten, hoch parterre; sie schienen zu einem Zimmer zu gehören. Die Markisen waren heruntergelassen, sie verhinderten, in das Zimmer zu blicken. Aber durch die Fenster, die offen stehen mußten, vernahm man bald musikalische Töne. Eine Frauenstimme sang, ein Flügel begleitete sie. Es war ein Liebeslied:

Liebesaufgang! Knospensplittern!
Unter himmlischen Gewittern,
Wer mag Dich mit Sonnen tauschen!

Und die Stimme der Frau war so voll und rein und klar und sang mit so hohem Jubel und mit so wildem Feuer —

„Ha, Verrätherin, Schlange, Elende!" knirschten die Zähne des Referendarius Helm, und er mußte weiter lauschen und dann mit bebender Faust auf das Schloß des Thores drücken und das Schloß sprang

auf und das Thor stand offen und der Referendarius stand in dem Garten.

„Ah", lachte er, „die wissen sich hier sicher! Ohne Schloß und Riegel! Und — und! Alle Wetter, da läßt sich etwas machen! Aber jetzt ruhiges Blut!"

Er schlich tiefer in den Garten, dem Hause zu.

Er kam an eine Laube. Er hörte Geflüster darin. Er blieb stehen.

Zwei Kinder sprachen leise.

„Hermann hat die arme Mary geschlagen. Er schlägt auch den kleinen John."

Eine Mädchenstimme sprach es.

„Hermann bös!" erwiderte die Stimme des kleinen Knaben.

„Hermann ist immer böse", sagte das Mädchen.

„Nicht gegen Mama", sagte der Knabe.

Jemand nahete sich von dem Hause.

Es war eine Magd; sie trat in die Laube zu den Kindern.

„Ihr müßt jetzt zu Bett", sagte sie.

„Laß uns noch hier, Margareth", baten die Kinder.

„Herr Hermann hat es befohlen", sagte die Magd.

„Hermann bös!" rief der Knabe.

Die Kinder gingen mit der Magd in das Haus.

„Wer ist denn dieser Herr Hermann, der Schrecken

der Kinder, der Tyrann des Hauses! Der Liebhaber der Frau? Der Bursch soll an mich denken!"

Helm sprach es leise, mit desto größerem Ingrimm.

In dem Zimmer des Hauses wurde weiter gespielt und gesungen.

Die Dame begann mit ihrer schönen Stimme ein neues Lied; es war wieder ein Lied der feurigen Liebe. Eine Harfe wurde dazu gespielt, mit großer Fertigkeit.

„Das ist sie!" sagte mit steigendem Ingrimm der Herr Helm.

In die Töne der Harfe fiel mit extemporirten Variationen der Flügel ein. Eine kunstfertige Hand spielte ihn; die Variationen zeigten Geschmack, musikalische Bildung.

„Der Schurke!" wüthete der Herr Helm. „Damit hat er sie gewonnen. Sie liebt die Musik leidenschaftlich. Ich verstand nichts davon."

Er ging in seinem Zorne näher zu dem Hause, mit rascheren Schritten, die laut auf dem Kies in dem Wege knirschten.

Ein Hund schlug plötzlich im Hause an, bellte, hörte nicht auf.

Helm war nahe an dem offenen Fenster des Zimmers, in welchem musicirt wurde.

Der Flügel verstummte.

„Was hat der Tyras?“ rief eine Männerstimme.

In einem der Fenster erschien hinter der Markise eine dunkle Gestalt.

Helm stand wie eine Bildsäule, zum Glück an einem Baum.

Der Hund bellte noch fort.

Der Mann in dem offenen Fenster sagte:

„Es muß Jemand im Garten sein, laßt den Hund hinaus!“

Das war eine peinliche Situation für den langen Referendarius.

Rührte er sich, so gewahrte ihn der Mann im Fenster, ohne Zweifel der kleine, gedrungene Herr Hermann, der Tyrann des Hauses. Rührte er sich nicht, so war im Augenblicke der losgelassene Hund bei ihm, und es war kein Schooßhündchen; das Bellen verrieth ein großes Thier; Helm dachte mit Schrecken an einen Bullenbeißer, dessen scharfe Zähne er schon in seinen Füßen zu fühlen begann, und er war ohne jegliche Waffe.

„Den Hund hinaus!“ befahl der kleine Herr noch einmal ungeduldig und zornig, daß ihm nicht sogleich gehorcht war; man glaubte ihn mit den Füßen stampfen zu hören.

Eine weibliche Stimme im Zimmer antwortete ihm etwas. Helm verstand die Worte nicht; er hörte nur die Stimme, deren Ton ihm in das Herz zu schneiden schien. Sie sprach bittend, entschuldigend; die Magd bringe die Kinder zu Bett, die anderen Domestiken möchten nicht da sein; so ungefähr meinte der Referendarius nachher, habe es ihm in den Ohren geklungen.

Der kleine Haustyrann nahm keine Bitten und keine Entschuldigungen an.

„Ich will wissen, was das ist“, rief er.

Er sprang vom Fenster zurück.

„Er wird selbst den Hund heraus lassen“, dachte sich Helm, „mit ihm hier sein, die Bestie auf mich hetzen! Jetzt gilt's, wenn ich nicht verloren sein soll.“

Er that einen mächtigen Satz zurück. Dem ersten Satze folgten riesige weitere Sprünge. Die Worte hatte er sich schon im Rennen gesagt.

Aber bei seinem dritten Sprunge war die Hausthür schon geöffnet, und das Bellen des Hundes im Garten, und hinter dem Hunde auch der kleine Herr: Ein Spitzbube, ein Dieb! Auf ihn, Tyras, auf ihn! Und der Hund heulte und rannte, und der lange Referendarius machte riesigere Sätze und der Hund, der wüthende Bullenbeißer, war ihm näher und näher

an den Fersen und Helm rannte und sprang um sein Leben und er hatte das Thor erreicht, das er offen gelassen hatte und er sprang hinaus und schlug es im Springen hinter sich zu.

Der Hund heulte und wüthete an dem verschlossenen Thor, wollte durch das Gitter sich zwängen, wollte darüber hinweg setzen, heulte, brüllte vor Wuth, daß er nicht das eine und nicht das andere konnte.

Aber im Garten sprach eine Frauenstimme. Es war dieselbe Stimme, deren Töne vorhin dem langen Referendarius in das Herz geschnitten hatten. Sie sprach ängstlich, unterdrückt, bittend; verstehen konnte der Referendarius nichts. Nur ein Wort glaubte er deutlich zu hören:

„Todtschläger!“

Es wollte ihn kalt bei dem Worte überlaufen.

Der Hund wurde nicht weiter gehetzt.

Helm kehrte zu seiner Wohnung zurück, mit neuen Racheplänen, für deren Ausführung sich die Gelegenheit schon finden werde!

Sie fand sich.

Er war erst seit zwei Tagen in dem Bade; aber ein Mann wie der Referendarius Helm mußte schon in der zweiten Stunde Bekanntschaft gemacht haben, wenn es auch nur die seines Stiefelputzers war.

„Ha, Wichsier, wie heißt die kleine Schlucht am Ende des Ortes.“

„Es gibt hier an jedem Ende des Ortes Schluchten, Herr Helm.“

„Es steht ein Haus mit einem hohen Giebeldach darin, Wichsier.“

„Und mit einem hübschen Pavillon?“

„Ja.“

„Das ist die Unkenschlucht.“

„Wohnen denn Unken darin?“

„Früher, Herr Helm.“

„Und wer jetzt?“

„Ja, Herr Helm, das ist ein Geheimniß.“

Der Siefelputzer sprach das sehr geheimnißvoll.

„Aber Sie wissen es, Wichsier. Wofür wären Sie sonst Wichsier? Ein richtiger Wichsier muß Alles wissen!“

„Freilich, allerdings, hm!“

„Nun, heraus mit der Sprache!“

„Hm, es wohnt eine schöne Dame darin, mit zwei kleinen Kindern und einem hübschen jungen Herrn.“

„Ist der Herr ihr Mann?“

„Nein, aber der Informator ihrer Kinder.“

„So, so! Und der Name der Dame?“

„Sie ist eine Engländerin, oder vielmehr die Frau eines Engländers. Sie selbst ist eine richtige Deutsche."

„Warum eine richtige?"

„Eine geborene, wollte ich sagen."

„Und ihr Name?"

„Mrs. Murray wird sie genannt."

„Und der Name des Informators?"

„Grohmeier."

„So, und wo ist denn nun das Geheimniß?"

„Hm, Herr Helm, die Mrs. wohnt mit den Kindern und Domestiken in dem großen Giebelhause und der Herr Grohmeier wohnt allein in dem hübschen Pavillon."

„Ist das das Geheimniß?"

„Und der Herr Grohmeier ist der Herr im Hause und noch etwas mehr."

„Und was ist er noch mehr!"

„Das ist eben das Geheimniß, oder soll es sein."

„Lebt der Mann der Dame noch!"

„Es heißt so."

„Wo?"

„Man sagt, in Amerika. Er sei Major in englischen Diensten. Die Frau sei mit ihm dort gewesen, habe aber das Klima nicht vertragen können, und sei daher mit ihren Kindern nach Deutschland zurückgekehrt.

Ihr Mann soll sehr reich sein. Die Frau ist seit drei Monaten hier, sie bekommt jeden Monat einen Wechsel über hundert Pfund Sterling. Der Herr Großmeier holt das Geld bei einem Banquier in der benachbarten Stadt. Sie lebt mit ihren Kindern sehr einfach, der Herr Großmeier verthut aber desto mehr, liegt in den Kaffeehäusern, spielt, wettet, reitet, macht den großen Herrn. Wenn Sie ihn sehen wollen, Sie finden ihn jeden Vormittag von elf Uhr an nicht weit von hier in dem Café Schröder.

Eine Spielbank war in dem Bade nicht.

Es war elf Uhr Vormittags.

Helm mußte sich den Herrn Großmeier ansehen. Er ging in das Café Schröder."

In dem Billardzimmer fand er den hübschen, blonden, kecken Informator. Der untersetzte kleine Mann sah in der Nähe noch hübscher aus; der kecke junge Mann zeigte sich aber zugleich dreister, herausfordernder.

Er spielte Billard, eine Partie Carambolage. Sein Gegner war ein eleganter junger Herr mit feinen, höflichen Manieren. Baron Harder wurde er von den Anwesenden genannt. Er spielte gut, sicher, aber gegen den Informator doch nur wie ein Schüler gegen den Meister. Der Baron spielte seine Kugel direct auf die

beiden andern Kugeln, mit denen sie carambolirent sollte; der Herr Grohmeier traf sie durch Zurücklaufen von der Bande. Er war aber auch stolz auf sein Spiel, oder eitel, und auf seine Art.

Die Anwesenden sahen ihm verwundert und bewundernd zu; sie standen im weiten Kreise umher.

„Ein Meisterstoß, auf Ehre!“ rief man.

„Erwarteten Sie ihn anders von mir?“ fragte der kleine kecke Herr Grohmeier.

„Ich sah noch nie ein solches Spiel.“

„Sie sahen mich noch nicht spielen.“

Der lange Referendarius Helm ärgerte sich.

Er hatte sich zu einem Herrn gestellt, den er schon am Tage vorher auf der Promenade gesehen hatte.

„Kunststückchen!“ sagte er verächtlich, die Achseln zuckend, halblaut.

Der Herr Grohmeier hörte die Worte, sah die Bewegung, spielte ruhig weiter, eleganter, kunstvoller, als vorher.

„Bewunderungswürdig!“ murmelte es von allen Seiten.

„Eingelernte Kunststücke!“ wiederholte lauter der Herr Helm. „Man hat solche einseitige Kunstreiter! Das eigentliche feine Spiel bleibt das Wahre.“

Der Herr Grohmeier spielte wieder ruhig fort.

Als er dann aber die Partie gewonnen hatte, trat er auf den Herrn Helm zu:

„Ist Ihnen eine Partie mit mir gefällig? Carambole, oder was Sie sonst wollen.“

Er sprach es fast höflich.

Der lange Referendarius war eben kein höflicher Mensch, wie wir wissen. Er dachte, gegen den Informator brauchte er es am wenigsten zu sein; er hatte ja auch seine besonderen Gründe dafür.

„Mir ist keine Partie mit Ihnen gefällig“, sagte er hochmüthig.

Er richtete seine lange Gestalt höher auf.

Der Kleine aber trat dichter auf ihn zu, sah ihn mit seiner herausfordernden Keckheit ruhig an und sagte eben so ruhig:

„Wissen Sie, was Sie sind!“

„Nun!“ rief der Herr Helm.

„Ein impertinenter, häßlicher Gesell, den die Kellner hinauswerfen müssen!“

Der lange Referendarius stand einen Augenblick wie vom Donner gerührt. Auf eine solche Frechheit war er nicht gefaßt gewesen. Es war ein Frecherer über ihn gekommen, also ein Höherer, und der war so klein und — der Liebhaber jener schönen Frau!

Er kam wieder zu sich.

„Herr", rief er, „Sie werden mir Genugthuung geben für Ihre Frechheit."

Der Kleine lachte.

„Genugthuung von einem Gentleman kann nur ein Gentleman fordern. So haben Sie sich hier nicht benommen. Machen Sie, daß Sie von hier fortkommen."

„Elender, Feiger!"

Der lange Referendarius wollte es rufen. Aber er sah rings umher Blicke, die feindselig auf ihn gerichtet waren, und Fäuste, die nicht abgeneigt schienen, ihm das Fortkommen aus dem Hause zu erleichtern.

Er ging.

Eine Satisfaction mußte er sich noch verschaffen: „Der will Gentleman sein!" rief er im Gehen.

Der Herr, den er kannte, folgte ihm.

Es war ein braver, gutmüthiger und vorsichtiger Philister.

„Aber, lieber Herr, wie konnten Sie sich mit einem so frechen Menschen einlassen? Er imponirt aller Welt durch seine Unverschämtheit. Alle fürchten ihn."

„Ich fürchte ihn nicht!" rief der Herr Helm.

„Sie kennen ihn nicht, verehrter Herr. Er ist auch ein gefährlicher Mensch, vor dem man sich wohl fürchten kann. Er kann fechten, auf Stoß und Hieb."

„Das ist keine Kunst."

„Er bezeichnet den Knopf, den er treffen will.“

„Waren Sie dabei?“

„Er kann schießen; er trifft den Vogel in der Luft.“

„Haben Sie es gesehen?“

„Alle Welt sagt es.“

„Und lügt es.“

„Er ist überhaupt ein Hauptkerl, der beste Schwimmer, der kühnste Reiter, ein Virtuos auf Geige und Klavier und ich möchte Ihnen wahrhaftig rathen, verehrter Herr, sich vor ihm in Acht zu nehmen.“

„Pah, ich werde den Burschen fassen.“

Der Herr Helm suchte den Bürschen zu fassen.

In das Schrödersche Kaffeehaus ging er nicht wieder. An Grobheit hatte er dort einmal seinen Meister gefunden, der zugleich Lacher und Helfer auf seiner Seite hatte.

Aber jeden Abend wenn es dunkel wurde, war der lange Referendarius in der Unkenschlucht, und wenn auch nicht wieder in dem Garten des Giebelhauses, doch draußen an dem Gitter, und seine Blicke spähten und seine Ohren lauschten nach dem Hause und nach dem Pavillon, und was er sah und was er hörte, erfüllte ihn jeden Abend mit neuem Zorn, mit wilden Rachegedanken. Den Gedanken konnten nur

keine Pläne folgen; denn Pläne wollen ausgeführt werden, und zur Ausführung gehören mancherlei günstige Bedingungen.

Jeden Abend, wenn die Kinder zu Bett gebracht waren, wurde unten in dem Zimmer des Hauses musicirt, gesungen, auf der Harfe und auf dem Klavier gespielt; der Musik folgte das Klappern von Tellern und das Klirren von Gläsern, also ein Souper; dann wurde es still; dann wurde wieder musicirt; dann war es, als wenn zwei Gestalten Arm in Arm an einem der offenen Fenster ständen oder darin lägen, um die frische Abendluft zu genießen; wegen der heruntergelassenen Markise war es nur nicht genau zu sehen. Desto genauer war dann in dem Scheine der Sterne zu sehen, wie Arm in Arm ein Paar aus dem Hause trat und nach dem Pavillon wandelte, wie sie von da nach dem Hause zurückkehrten, hier Abschied nahmen, die Dame in das Haus, und der Herr, der Informator der Kinder, wieder in den Pavillon ging und darin verschwand.

Einmal gingen die Beiden in den Pavillon und —

Der Referendarius Helm fluchte wie ein Heide und wollte sich den Kopf an dem Gitter des Thores einrennen. Er that es freilich nicht, und er hatte es auch nicht nöthig. Das Thor war nicht verschlossen

und brauchte nur aufgeklinkt zu werden, um weit genug geöffnet zu werden. Aber —

„Der freche Bursch, das unverschämte Weib!" sagte sich der Herr Helm. „Sie halten es nicht einmal der Mühe werth, sich einzuschließen, trotzdem sie mich neulich beinahe ergriffen hätten; vielleicht gerade deswegen; sie verlassen sich auf die Tatzen und Zähne des verdammten Bullenbeißers."

So waren fünf Abende vergangen.

Da leuchteten eines Nachmittags die Augen des Herrn Helm in einer ungeheuren Freude und in demselben Augenblicke hatte er einen Racheplan fertig.

Er saß in der großen Promenade und trank seinen Kaffee.

Die schöne Mrs. Murray hatte er in der Promenade und überhaupt außerhalb der Unkenschlucht nicht wieder gesehen seit jenem Morgen, da sie mit ihren Kindern und dem Informator einen Spaziergang gemacht, seiner ansichtig geworden und im Schreck über seinen Anblick sich eilig davon gemacht hatte.

Da sah er an dem Nachmittage, von dem wir sprechen, eine sonderbare Erscheinung unter den Spaziergängern der großen Allee.

Es war ein langer dünner Herr, in der Mitte oder am Ende der vierziger Jahre, mit einem länglichen,

unten spitz zulaufenden, tief gefurchten und von der Sonne tief gebräunten Gesichte, an dem zu beiden Seiten ein immenser, halb gelber und halb grauer Backenbart herunterlief; auf dem Kopfe schien er keine, oder nur noch wenige Haare zu haben. Die lange, dünne Gestalt war von unten bis oben in schneeweißes Sommerzeug gekleidet, trug auf dem Kopfe einen weißen Strohhut, von dem hinten ein langes Tuch von weißer Seide, wie ein zurückgeschlagner Schleier herum und herunter flatterte. Er ging steif und kerzengerade, wie ein Soldat, aber ungelenk, wie ein Englischer.

„Der echte, richtige Beefsteak!“ sagten die Leute ihm lachend nach. „Ein Prachtexemplar der aufgeblasenen Nation, die sich für das schönste Volk der Erde hält!“

Er ging allein; sein häßliches Gesicht war melancholisch, noch mehr finster; seine hellen, grauen Augen spähten nach allen Seiten, mit einem gewissen Eifer suchend, zwischen Spaziergängern und Kaffeetrinkern.

Ihn hatte Helm gesehen. Wilde Wuth zuckte plötzlich durch das nicht minder häßliche Gesicht des nicht minder langen Referendarius.

„Der Hund!“ knirschte er mit den Zähnen.

Wilde Freude folgte in derselben Sekunde der Wuth.

„Er sucht sie! Die Ungetreue! Er ist auf ihrer Spur! Er hat die Glocken läuten hören, aber er weiß noch nicht, wo sie hängen. In der Unkenschlucht, Capitain, oder Major, was wir jetzt sind!"

Und der Racheplan Helms stand fest.

Er schlürfte seinen Kaffee, that, als habe er den langen häßlichen Engländer kaum gesehen, sah ihm verstohlen desto angelegentlicher nach, stand langsam auf, als er die langen Cotelets des grau und gelben Backenbarts hinter dem letzten Baume der Allee verschwinden sah, und ging ihnen nach. In einer Seitenallee holte er den langen Mann ein.

Dreist, wie er war, trat der Herr Helm ohne Weiteres auf ihn zu.

„Mr. Hower, wenn ich nicht irre?" sagte er, in gutem Englisch.

Der Engländer sah ihn verwundert an.

„Sie kennen mich, Sir?"

„Major in der Armee Ihrer britischen Majestät?" fuhr Helm fort.

„Wo hätte ich Sie gesehen, Sir?" fragte der Engländer.

„In Heidelberg!"

„Ich erinnere mich nicht."

„Ich erinnere mich Ihrer desto besser. Ihre Frau ist eine Heidelbergerin, Sir!“

„Ah, ah, —!“

Das häßliche gebräunte Gesicht des Engländers wurde dunkelbraun, in den Furchen fast schwarz, wie Ebenholz.

„Ich irrte mich also nicht, Sir?“

„Aber, Sir, ich habe Sie nie in meinem Leben gesehen.“

„Hm, das ist möglich, Sie hatten damals nur Augen für die schöne Hedwig Allmann.“

„In der That —“

„Sie haben sie jetzt wohl seit langer Zeit nicht gesehen?“

Der Engländer stritt mit sich, ob er auf die Frage antworten solle.

Helm fuhr fort:

„Sie mußten sie mit den Kindern nach Europa schicken, während Sie in dem fernen, fremden Welttheile blieben!“

„Ah“, rief der Engländer aufthauend, „Sie haben sie gesprochen?“

„Nein, Sir!“

„Aber — von wem haben Sie Ihre Nachrichten.“

„Von Niemandem. Hedwig Allmann hatte immer

einen eigenen Sinn; sie wird ihn als Frau Capitain oder Majorin Hower beibehalten haben."

„Sie kennen sie in der That!"

„Hm, und ich weiß auch, daß Sie sie hier suchen."

„Ha, Sir, dann wissen Sie auch, wo sie ist."

„Gewiß weiß ich das."

Die hellen Augen des Major Hower leuchteten sonderbar.

„Wo ist sie?" rief er. „Führen Sie mich zu ihr."

„Gemach, gemach, Mr. Hower. Wir könnten uns doch irren."

„Nicht möglich, Sir."

„In der Dame, meine ich."

„Nein, nein. Es ist kein Irrthum möglich. Name, Ort, Thatsachen, Alles stimmt."

„Hm, hm, kehren wir doch um der Sicherheit willen nach Heidelberg zurück."

„Nach Heidelberg? Von hier?"

„In Gedanken, meine ich."

„Führen Sie mich zuerst zu meiner Frau, Sir."

„Zuerst muß ich Ihnen erzählen, Sir. Sie müssen schon etwas Geduld haben. Die Engländer sind ja berühmt wegen ihrer Ruhe und Geduld. Zum Beispiel durch die Geschichte der beiden Gentlemen, die sich auf der schmalen Brücke begegnen, einander nicht ausweichen

wollen, und nun Jeder ihre Times herausziehen, um den Anderen mürbe zu machen."

„Erzählen Sie!" sagte der Engländer mit einem schweren Seufzer.

„Also, Sir. Es war vor sieben oder acht Jahren, oder länger, da studirte in Heidelberg ein Student — oder er studirte auch wohl nicht, wenigstens nicht viel, denn er sah unter seinen Augen in seiner Nachbarschaft ein reizendes Kind aufwachsen und aufblühen zu der schönsten Blume, die er jemals gesehen hatte. Anfangs hatte er sie nur aus seinem Fenster in dem Garten gesehen, der ihrer Mutter gehörte, die eine bescheidene Gemüsefrau war. Er sah sie dort unter den Blumen und Gemüsen, zwischen denen sie das Unkraut ausjätete. Bald war er aber bei ihr, und er half ihr, zuerst jäten, dann Anderes. Er gab ihr Unterricht in der Geschichte, in der Literatur, in anderem Wissen für ein junges Mädchen, die eine Dame werden soll, und in der Liebe — denn wie sie einen empfänglichen, strebsamen Geist hatte, so hatte sie auch ein warmes Herz, und ein braves damals noch dazu, und so gab sie ihm den Unterricht in der Liebe zurück. Es waren keine zwei glücklichere Menschen, als der junge Student und die schöne Hedwig Allmann. Sie schworen, einander für das Leben anzugehören, und sie

meinten auch, es müsse so sein, und könne gar nicht anders sein. Der Student wurde fleißig, sehr fleißig, und reiste nach einiger Zeit in seine Heimath, um Vorbereitungen zu seinem Examen zu machen und dann bald heirathen zu können. Als er nach vier oder fünf Wochen zurückkam, da fand er seine schöne Hedwig nicht gerade in der Kirche vor dem Traualtar mit einem Anderen — das sind Scenen, die in einen Roman gehören, und ich erzähle Ihnen eine wahre Geschichte, Sir. Aber er fand die Geliebte nicht zu Hause, und seine Freunde berichteten ihm, daß während seiner Abwesenheit ein reicher und vornehmer Engländer gekommen sei, sie gesehen, sich in sie verliebt, um ihre Hand angehalten und ihr Jawort erhalten habe, und in zwei oder drei Tagen die Hochzeit feiern und dann mit ihr nach Indien ziehen werde. Die Mutter, die Gemüsefrau, hatte ihr zugeredet; sein Reichthum hatte sie bestochen; da vergaß sie Liebe und Treue, und am zweiten Tage stand sie mit dem reichen Engländer am Traualtare und am nämlichen Tage reiste sie mit ihm ab, und der arme Student, der doch dem Trauungsact in der englischen Kapelle hatte zusehen müssen, ging aus der Kirche in die Kneipe und holte sich einen tüchtigen Rausch, von dem er erst am anderen Morgen erwachte, als die Ungetreue mit ihrem Engländer über

alle Berge war. — Hm, Sir, waren Sie dieser Engländer und ist die schöne Hedwig Allmann Ihre Frau?"

„Ja, Sir", sagte ruhig der Engländer.

„Hm, und Sie haben keine Frage an mich?"

„Welche Frage sollte ich an Sie haben?"

„Zum Beispiel, nach dem Studenten, und was aus ihm geworden ist."

„Was kümmert mich jener Student!"

„Er hat die Ungetreue hier wieder gefunden."

„Ich hatte es mir gedacht."

„Und er soll Sie zu ihr führen?"

„Werden Sie es noch, Sir?"

„Gewiß!"

„So gehen wir."

„Sogleich, oder vielmehr nicht sogleich. Ich möchte vorher einen anderen Gegenstand mit Ihnen besprechen. Ich habe zufällig die Bekanntschaft eines Herrn gemacht, der jenseits des Oceans Ihr Freund war. Baron Heimbach heißt er."

Der Engländer fuhr auf.

„Der Mann war nie mein Freund."

„Aber Sie kennen ihn?"

„Er hat mich betrogen!"

„Richtig! Darüber wünschte ich mit Ihnen zu sprechen. Ich habe bis jetzt nur unbestimmte Nachrichten

darüber erhalten können, von einem Baron Martell, den Sie gleichfalls drüben gekannt haben müssen."

„Ich habe nie einen Baron Martell gekannt, Sir."

„Er mag dort einen anderen Namen geführt haben. Es bleibt sich gleich. Es kommt mir nur auf bestimmte Nachricht über den Herrn von Heimbach an, und über den Betrug, den er Ihnen gespielt hat."

„Er hat mich um zehntausend Pfund betrogen."

„In welcher Weise?"

„Er zog einen Wechsel auf mich und schrieb mein Accept darauf. Meine Handschrift war so täuschend nachgemacht, daß ich selbst sie für unecht nicht erklären konnte. Ich mußte bezahlen. Erst später entdeckte ich durch Zeugen den Betrug. Der Herr von Heimbach war verschwunden."

„Er ist hier!"

„Ah, auch er?"

„Und es kommt darauf an, ob Sie die Beweise gegen ihn in Händen haben."

„Vollgültige Zeugnißurkunden, mit dem falschen Wechsel. Aber in London, Sir. Und wenn ich auch den Betrüger in London hätte, so würde er als Wechselfälscher gehängt."

„Charmant! So telegraphiren Sie auf der Stelle

nach London, daß man Ihnen die Documente umgehend hierher schickt. Damit wir den Monsieur Heimbach hier, wenn auch nicht an den Galgen, doch in das Zuchthaus bringen."

„Was geht mich der Mr. Heimbach an?"

„Er hat Sie um zehntausend Pfund betrogen."

„Ich habe sie verschmerzt."

„Und Sie wollen Ihre Frau wiedersehen?"

„Führen Sie mich endlich zu ihr."

„So bald die Documente aus London hier sind."

„Aber dam, Sir!"

„Wenn Sie in dieser Stunde telegraphiren, Sir, so sind die Papiere übermorgen Abend hier."

„Aber sind Sie —"

„Unerbittlich, Sir."

„Führen Sie mich zum Telegraphenbureau."

„Gehen wir!"

Sie gingen zu dem Telegraphenbureau.

Der Engländer gab sein Telegramm auf.

„Nun habe ich noch eine Bitte, Sir", sagte Helm, „lassen Sie sich bis zur Ankunft der Papiere an keinem öffentlichen Orte hier sehen."

„Warum das wieder, Sir?"

„Damit Ihre Frau Ihnen nicht entgeht."

„Sie muß von meinem Gelde leben.“

„Nun, damit dann ein Anderer Ihnen nicht entgeht.“

„Welcher Andere?“

„Sie werden es schon erfahren.“

„Sir, ist meine Frau gesund?“

„Frisch und gesund.“

„Und meine Kinder?“

„Dito! — Und nun Sir, leben Sie wohl, bis Donnerstag Abend. Sie werden mich im grünen Baum finden.“

Der Herr Helm und der Engländer trennten sich.

Das Zusammentreffen der Beiden hatte, wie wir sagten, am Nachmittage stattgefunden.

Am Abend des nämlichen Tages hatte sich Folgendes begeben.

Rebekka Martell und Esther Rosenstein saßen in dem kleinen Gartensalon ihrer Wohnung. Sie waren in tiefem Gespräche; es war kein erfreuliches.

Esther erzählte, wie sie des Barons Heimbach Bekanntschaft gemacht, wie der Elende sie verführt, nein, nicht verführt, wie er sie mit teuflischer Bosheit und Arglist betrogen und entehrt hatte.

„Und diesem Menschen will mich mein Vater opfern!“ sagte Rebekka.

„Er wollte Dich ihm opfern!“ versetzte Esther. „Du hast ihm entschieden erklärt, daß Du dem Bösewicht nie Deine Hand reichen würdest.“

„Und mein Vater erklärte mir darauf, daß ich müsse, wenn der Herr von Heimbach darauf bestehe. Er könne sich und mir nicht anders helfen; es handle sich um seine, um unser Aller Existenz. Und jetzt ist er hier; zu welchem anderen Zwecke als um das Opfer, das mein Vater ihm hat bewilligen müssen, nun auch von mir zu erpressen.“

„Du wirst es bringen, Rebekka?“

„Ja!“

Sie sprach das kurze Wort so ruhig, und so klar und fest und entschlossen.

Esther erhob sich. Auch in ihrem Antlitze, das so unglücklich war, sprach sich ein fester Entschluß aus.

„Du wirst es nicht, Rebekka!“

Da erschien in dem Zimmer die Dienerin Rebekkas und meldete:

„Herr Baron von Heimbach!“

„Eintreten!“ sagte mit ihrer vollen Ruhe Rebekka.

„Einen Augenblick!“ bat Esther. „Ich werde Dich allein lassen. Darf ich im Nebenzimmer horchen?“

„Du darfst Esther.“

Esther ging.

Die Dienerin ließ den Baron Heimbach eintreten. Rebekka war allein mit dem vornehmen, ruhigen, kalten Schurken.

Er nahte sich ihr höflich, fast kriechend.

„Mein gnädiges Fräulein —“

Rebekka hatte neben Esther im Sopha gesessen. Sie war sitzen geblieben, als der Baron eintrat, sie verneigte nur leicht das Haupt gegen ihn; dann sah sie ihn fragend an, eben so ruhig, so kalt, so vornehm, wie er war, nur noch mit einem leisen Zuge von Verachtung dabei. Ein Wort, nur einen Wink, daß auch er sich setzen möge, hatte sie nicht für ihn. Ihr Blick fragte ihn nur mit jener vornehmen Kälte, was er wolle.

Ihre Ruhe und Kälte und Verachtung konnten einem Manne, wie der Baron Heimbach, nicht imponiren. Sie sollten es freilich auch nicht. Rebekka konnte vermöge ihrer ganzen Natur nicht anders gegen den Menschen sein, den sie verachtete, dessen Zweck sie kannte, wie sie ihn kannte.

„Mein gnädiges Fräulein“, sagte er, „ich komme von Ihrem Herrn Vater.“

Rebekka hatte statt jeder Ewiderung nur ihren kalten, verächtlichen Blick für ihn.

„Ich komme zugleich mit einer Bitte, mein gnädiges Fräulein", fuhr er fort.

Rebekka rührte sich nicht.

Es schien ihn doch zu treffen, zu verletzen.

„Ich komme auch mit einem Befehle Ihres Herrn Vaters."

Rebekka blieb stumm; sie konnte sich in der That nicht überwinden, mit ihm zu reden.

„Mit einem Befehle an Sie, mein gnädiges Fräulein."

Es veranlaßte Rebekka zu keiner Bewegung, zu keiner Erwiderung.

„Mein gnädiges Fräulein", sagte er wieder ganz ruhig, „Sie erlauben mir, daß ich mir einen Stuhl nehme?"

Rebekka erhob ihre Stimme:

„Mein Herr, ich denke, unsere Unterredung ist in einer halben Minute abzumachen."

„Ich fürchte, mein Fräulein, sie wird länger dauern."

„Bringen Sie Ihre Bitte vor, mein Herr."

„Wohlan, mein gnädiges Fräulein, ich bitte um Ihre Hand."

„Sie ist Ihnen gewährt, Herr von Heimbach!"

Den Herrn von Heimbach trafen die Worte doch

wie ein plötzlicher Blitz. Er hatte eine völlig entgegengesetzte Antwort erwartet, wie er meinte, erwarten müssen.

„Ah, mein gnädiges Fräulein —“

„Sie scherzen nicht?“ hatte er dann auf der Zunge. Aber er war schon wieder völlig Herr seiner Lage.

„Empfangen Sie meinen Dank, theuerstes Fräulein, und gestatten Sie mir, Ihnen, als meiner Verlobten, die Hand zu küssen.“

Sie zog sie zurück, wie vor dem Bisse einer Viper. In ihrem Gesichte sah man nur Abscheu, Schrecken.

„Nein, mein Herr!“ rief sie.

„Aber was ist das, mein Fräulein!“

Rebekka erhob sich. Sie stand hoch, ruhig, stolz vor ihm.

„Mein Herr, ich habe Ihnen zugesagt, Ihre Verlobte zu werden; damit bin ich es noch nicht. Ich bin Jüdin. Nach den Gebräuchen unserer Religion kann ich, um Ihre Verlobte zu sein, nur von der Hand meines Vaters zu Ihnen geführt werden.“

„Aber, mein Fräulein“, sagte der Herr von Heimbach, „ich komme ja hierher mit dem Auftrage Ihres Vaters, um Ihre Hand zu werben, und mit seinem Befehle an Sie, mir diese Hand zu reichen.“

„Und doch, mein Herr“, erwiderte Rebekka mit

ihrer vollen Ruhe, „kann nur die Hand meines Vaters unsere Hände in einander legen. Oder —"

„Oder, mein gnädiges Fräulein", sagte der Baron.

Sie lächelte spöttisch.

„Oder, mein Herr, Sie möchten denn, wie zu einem soliden Geschäfte, eine gerichtliche oder notarielle Vollmacht von ihm haben."

Der Zorn kochte auf in dem Herrn von Heimbach. Er hatte sein Ziel verfehlt, an dem er sich schon so unmittelbar gewähnt hatte; er wurde dazu verspottet. Er drohte.

„Mein Fräulein, Sie vergessen, was Ihren Vater bewog, bewegen mußte, mir Ihre Hand zuzusagen."

Rebekka blieb ruhig.

„Daß ich das nicht vergaß, mein Herr, zeigt Ihnen meine volle Bereitwilligkeit, den Befehlen meines Vaters nachzukommen. Ich habe Ihrem Antrage kein Wort des Widerspruchs oder Widerstandes entgegengesetzt. Ich thue das auch jetzt nicht. Bringen Sie meinen Vater hierher, und ich bin in derselben Stunde Ihre Verlobte, und — wenn die hiesigen Gesetze, die ich nicht kenne, es gestatten — Ihre Frau. Bis dahin, mein Herr — leben Sie wohl."

Sie verneigte sich mit ihrem ganzen Stolze gegen ihn.

Er stand einen Augenblick schwankend.

Er war von ihr geschlagen, besiegt. Er ahnte, er fühlte in dem augenblicklichen verlorenen Treffen eine Niederlage für seinen ganzen Feldzug. Ein innerer Ingrimm kam über ihn. Er mußte ihn in sich verschließen, um nicht auch sich noch lächerlich zu machen.

„Leben Sie wohl, mein Fräulein! Ihr Vater wird in drei Tagen hier sein!"

Er verließ das Zimmer mit gemessenen Schritten, mit gefaßter Miene.

Draußen schossen Blitze der Wuth aus seinen Augen, er stürmte aus dem Hause ins Freie.

Esther kam aus dem Nebenzimmer zu Rebekka.

„Wie stark bist Du, Rebekka!"

Rebekka war es.

Sie war nicht erschöpft; ihr Athem ging nicht schneller.

„Du wirst dennoch nicht seine Frau werden", sagte Esther. „Ich hatte erwartet, Du würdest ihn zurückweisen; er würde Dir drohen, Dich zwingen wollen; dann wollte ich da sein. Du hast mich, Du hast ihn überrascht. Aber er wird wiederkommen und dann — Du wirst nicht seine Frau, Rebekka."

Fünftes Kapitel.

Ein Hauslehrer und ein Haushund.

Am dritten Tage nach den zuletzt erzählten Begebenheiten gegen Abend ging der Referendarius Helm in der großen Allee des Badeortes auf und nieder. Er hielt sich in der Nähe des Postgebäudes, das nicht weit von der Allee lag. Er rauchte seine Cigarre und ging wie ein Promenirender, der die Zeit tödten will. Seine Blicke waren indeß nicht ohne Aufmerksamkeit nach allen Seiten gerichtet, besonders nach dem Posthause hin.

Die Post aus dem Norden, die gewöhnlich zu dieser Stunde kam, wurde erwartet.

Außerhalb der Allee hinter Buschwerk hielt sich eine lange dürre Gestalt mit tief gefurchtem und tief gebräuntem Gesichte und mit langem grau und gelben

Backenbart verborgen, offenbar mit Ungeduld die Ankunft der Post erwartend.

Der lange Referendarius hatte den langen Engländer entdeckt.

„Gehorsam, wie ein Schooßhündchen!“ mußte er lachen. „Und aus purer Eifersucht! Der wird heute noch etwas erfahren!“

Ein Posthorn blies; die Post kam angefahren.

Von einer Eisenbahn wurde das Bad nicht berührt.

Der Ankunft des Postwagens folgten die Badegäste nach dem Posthofe. Man wollte ankommende Fremde sehen, Bekannte begrüßen, Briefe empfangen.

Der Referendarius Helm wollte Mehreres.

Zuerst wollte er Bekannte sehen, aber nicht begrüßen, vielmehr nicht einmal von ihnen gesehen werden. Sodann wollte er sich überzeugen, ob ein Anderer einen Brief erhalte. Er sollte in beider Hinsicht zufrieden gestellt werden.

Aus dem Postwagen stieg der Herr Baron von Martell. Rasch hatte der reiche, viel gekannte Eisenbahnkönig den Wagen verlassen und sich hinter einen Baum zurückgezogen. Er wollte gleichfalls nicht gesehen und nicht erkannt sein; darum war er auch wohl

einfach mit der Post und nicht in einer seiner glänzenden Equipagen gekommen.

Er war dennoch gesehen und erkannt.

Hinter einem anderen Baume trat der Baron Heimbach hervor, auf ihn zu.

„Der Spitzbube!" sagte der Herr Helm, wohl ärgerlich, daß seine Augen, die Alles zu sehen gewohnt waren, den Spitzbuben nicht gesehen hatten.

Der Herr von Heimbach begrüßte den Herrn von Martell sehr freundlich. Der Heer von Martell machte ein Gesicht dazu, als wenn er Essig trinken müsse. Beide sprachen dann eifrig mit einander.

„Hm", sagte sich der Herr Helm, „der Heimbach will das Eisen schmieden, so lange es heiß ist. Da soll der Alte gleich mit zu der Tochter, und der will doch wohl mit der schönen Rebekka vorher ein paar Worte allein sprechen."

Der Herr von Martell verließ die Allee, der Herr von Heimbach hing sich wie eine Klette an ihn.

Der Herr Helm wußte Alles. Er hatte sich an die arme Esther Rosenstein gedrängt.

„Fräulein Esther, wenn Sie mir nicht vertrauen, so kann ich Ihren Vater nicht davor bewahren, daß er sich den Hals abschneidet, Sie wissen, daß ich Ihnen und Fräulein Rebekka wohl will."

Esther wußte das, und so hatte sie ihm vertraut.

Während der Herr von Heimbach und der Herr von Martell sich unterhielten und stritten, hatte der lange Engländer sich an das Briefschalter der Post geschlichen und einen dicken Brief in Empfang genommen. Der Herr Helm sah auch das.

„Die Papiere aus London!“ sagte er sich.

Und er eilte zum grünen Baum, wohin er den Engländer bestellt hatte.

Vor dem Gasthofe setzte er sich auf eine Bank, zündete sich eine frische Cigarre an und schaute zu den Abendwolken hinauf, die noch von dem Goldscheine der untergegangenen Sonne gesäumt waren. Die Stille um ihn her dort am Ende des Badeortes wurde durch einen Schritt unterbrochen, der um die Ecke des Hauses in die Straße trat. Der Referendarius blickte hin.

„Richtig, die lange Ledertasche!“ sagte er.

Es erschien um die Ecke, der lange grau und gelbe Backenbart, mit dem ganzen langen, dürren, grauen Engländer, dem er, oder der ihm gehörte.

Der Referendarius stand von seiner Bank auf.

„Sie sind glücklich, Sir. Sie haben doch die Papiere?“

„Hier sind sie, Sir!“

Der Major Hower übergab dem Herrn Helm ein

großes Couvert, in dem sich Briefschaften befanden.

Der Herr Helm nahm die Schriftstücke heraus, durchlas sie flüchtig.

„Vortrefflich, Major Hower! Der Betrug, der falsche Wechsel, die Zeugnisse und — Sir, Sie haben ja für Alles gesorgt — auch eine offene Requisition unserer Gesandtschaft in London liegt bei, den sauberen Baron Heimbach, der Englischer Unterthan ist und die Fälschung auf Englischem Boden verübt habe, wo er betroffen werde, zu verhaften, um später wegen seiner Auslieferung an die Englischen Gerichte das Weitere veranlassen zu können. Die Requisition ist an unsere sämmtlichen Gerichte und Polizeibehörden gerichtet. — Sir, gehen wir!"

„Wohin?" fragte der Engländer.

„Den Burschen einzufangen."

„Welchen Burschen, Sir?"

„Den Baron Heimbach! Teufel, welchen anders?"

„Ich denke, Sie führen mich zuerst zu meiner Frau?"

„Nachher, Sir. Es ist noch zu früh, es muß dort erst Alles im Schlafe liegen."

„Warum zu Heimbach, Sir?"

„Warum? Weil ich zuerst den Schurken, haben muß.“

Es war wohl kein Grund; aber der Engländer hatte den langen Referendarius mit seinen Sonderbarkeiten kennen gelernt.

„Sie sind zwar keine Englischen!“ sagte er sich. „Der Kerl hat keinen Spleen!“

Aber er unterwarf sich ihnen.

Der Referendarius Helm führte den Mr. Hower zunächst zu dem Polizeidirector.

„Sie müssen das Wort führen, Sir.“

„Warum ich?“

„Weil Sie ein Engländer sind und der Deutsche Beamte deshalb mehr Respekt vor Ihnen haben wird. Mit dem Respekt des Deutschen Volks vor Alt-England ist es zwar seit einiger Zeit anders geworden — Sie werden es bemerkt haben, Sir.“

„Dam, Sir, es ist wahr!“

„Desto mehr sind Sie in der Achtung unserer Beamten wohl gestiegen. Wie Volk und Beamten bei uns sich zu einander verhalten, Sie werden auch das schon bemerkt haben.“

„Jndeed, Sir!“ sagte der Engländer.

Sie kamen bei dem Polizeidirector an.

Major Hower übergab seine Papiere, brachte sein Anliegen vor.

Er konnte ziemlich Deutsch sprechen, freilich wie ein Engländer.

Der Polizeidirector war ein sehr höflicher Mann, wenigstens gegen den Engländer, der sogar Major war.

Der Beamte war natürlich Soldat gewesen, hatte es aber nur bis zum Oberlieutenant gebracht und mit dem Charakter als Rittmeister den Abschied erhalten.

„Dieser Industrieritter Baron von Heimbach soll sofort arretirt werden, Goddam!" sagte er wichtig und höflich.

„You speak English, Sir?" rief der Engländer.

„Nein, nein, Herr Obristwachtmeister!"

Es wurde dann berathen und der lange Referendarius nahm das Wort.

„Der Baron Heimbach steht nicht in der Badeliste, Herr Rittmeister."

Das Militärische steht in manchen Ländern über Allem was Bürgerlich ist. Der Regent würde sich zum Unterthan degradirt fühlen, wenn er einen Bürgerrock anzöge, und der Ministerpräsident trägt die Kürassieruniform.

„Nein, mein Herr; er ist überhaupt gar nicht bei

der Polizei angemeldet. Darf ich um Ihren Namen bitten?"

Der Beamte sagte es höflich.

Der lange Referendarius war in Begleitung des Engländers, um den er sich nicht viel genirte, und er sah selbst ganz reputirlich aus, seitdem er geheimer Agent des Herrn von Martell war.

„Referendarius Helm!" antwortete er auf die Frage des Beamten.

Der Polizeidirector machte ein langes Gesicht.

„Sie logiren im Grünen Baum, mein Herr!"

„Ah, Herr Rittmeister, Ihnen entgeht hier nichts, wie es scheint."

„Sie sehen es", sagte der Rittmeister kalt.

„Hm, aber den Grund wissen Sie nicht, warum ich im Grünen Baum logire."

„Er wäre?"

„Um jenen Baron Heimbach nicht auf mich aufmerksam zu machen. Ich mußte ihn, ohne daß er von mir wußte, im Auge behalten, bis diese Papiere von London eintrafen."

„Ah", sagte wieder höflich der Beamte.

„Und so", fuhr der Herr Helm fort, „bin ich im Stande, den Beamten, den Sie die Güte haben wer-

den uns mitzugeben, sofort zu dem Herrn von Heimbach zu führen."

„Ich werde", erwiderte der höfliche Polizeidirector, „die Ehre haben, die Herren selbst zu begleiten. Eine so wichtige Angelegenheit überlasse ich nicht gern einem Subalternbeamten. Führen Sie mich, mein Herr. Aber ich werde Polizeidiener mit mir nehmen."

„Thun Sie das, Herr Rittmeister."

„Werden zwei genügen?"

„Pah, vollkommen. Ich bin auch dabei."

Der Polizeidirector ließ zwei Polizeidiener kommen.

Alle gingen.

Es war dunkler Abend geworden.

Der Herr Helm führte seine Begleiter in gerader Richtung zu der Wohnung Rebekkas.

Er war unterwegs sehr vergnügt.

„Die beiden Schurken müssen jetzt da sein!" sagte er sich. „O, der Schreck, wenn auf einmal der lange Engländer mit dem steifen, wichtigen Polizeidirector eintritt! Dieser elende Heimbach! Ob er die Rolle seiner Frechheit beibehalten, oder welche andere er ergreifen wird? Er kann sich in jede werfen! Und auch der Andere, der Herr Baron von Martell! Moses Levi, es wird auch Dir im ersten Augenblick in die Beine fah-

ren, und nachher wird Dein Triumph wie eine saure Gurke sein!"

„Herr Rittmeister", sagte der Referendarius laut, „wissen Sie, wohin ich Sie führe?"

„Zu dem Herrn von Heimbach, denke ich."

„Aber zu welchem Hause?"

„Zu seiner Wohnung."

„Nein, wir treffen ihn bei einer sehr vornehmen Dame."

„Ah, darf ich um deren Namen bitten?"

„Fräulein Rebekka von Martell!"

„Die Tochter des berühmten Eisenbahnkrösus?"

„So ist es, und wir werden den berühmten Herrn selbst antreffen."

„Ah, mein Herr, der Herr Baron ist nicht angemeldet!"

„Ist dennoch hier. Ich kann Ihnen auch sagen, zu welchem Zwecke."

„Sie scheinen hier Alles zu wissen, mein Herr. Gehören Sie vielleicht zu der geheimen Residenzpolizei?"

Der Rittmeister sagte es mit einigem Respekt vor dem langen Referendarius.

„Nein, Herr Rittmeister", antwortete Herr Helm.

„Aber zu welchem Zwecke ist der Herr von Martell hier?"

„Er feiert Verlobung.“

„Ich denke, er ist verheirathet!“

„Die Verlobung seiner schönen Tochter. Wir werden sie stören, nemlich die Verlobung.“

„Also sehr unwillkommen sein“, meinte der Rittmeister.

„Wer weiß?“ sagte Helm.

Sie hatten die Wohnung Rebekkas erreicht.

Das kleine Haus lag völlig dunkel da. Die Fenster der Zimmer, in denen Licht war, mußten fest mit Laden verschlossen sein.

„Wie werde ich meine Arrangements treffen müssen?“ sagte der Rittmeister. „Ich kenne die Beschaffenheit des Hauses nicht.“

Helm kannte sie.

„Das Haus hat zwei Thüren, Herr Rittmeister. Eine hier vorn, eine auf der Rückseite, beide werden am Abend verschlossen gehalten. Stellen Sie an jede einen Ihrer Diener. So werden zugleich die sämmtlichen Fenster der unteren Gemächer gehörig bewacht sein. Sie sind mit Laden verschlossen, die ohne Geräusch nicht geöffnet werden können. Einen Sprung aus dem oberen Stock wird unser Held nicht wagen. Was im Innern des Hauses vorzunehmen ist, werden die Umstände von selbst ergeben.“

Der Rittmeister postirte und instruirte seine beiden Polizeidiener.

Der Referendarius Helm zog die Klingel der Hausthür.

Ein alter Diener öffnete.

Rebekka hatte mehrere Diener bei sich. Sie war die Tochter des reichen Herrn von Martell und der Stolz ihres Vaters.

Der alte Diener war ein alter Jude.

Alle anderen Diener im Hause des getauften Juden waren, wie Helm sich ausdrückte, sorgfältig getaufte Christen. Rebekka hatte mit ihrem Eigensinn darauf bestanden, für sich einen jüdischen Diener zu haben.

Helm kannte den alten Diener.

„Wo ist die Herrschaft, Baruch?"

„Im Zimmer links hier unten."

„Wer sind dort?"

„Das Fräulein, der Vater und der Herr von Heimbach."

„Wo ist Esther?"

„Im Zimmer nebenan."

„Ah! Führe uns in das Zimmer links."

„Einen Augenblick noch!" bat auf einmal der Major Hower.

Der lange Engländer, der auf dem ganzen Wege sich ruhig und schweigsam verhalten hatte, war plötzlich unruhig geworden.

„Was ist Ihnen, Sir?“ fragte ihn der Herr Helm.

„Dam, Sir, es kommt eine solche Wuth gegen den Schurken über mich.“

„Hm“, sagte Helm. „Ihre Wuth sollten Sie bis nachher versparen.“

„Was sagen Sie, Sir?“

„Daß Sie sich hier ruhig verhalten möchten, um unsere Sache nicht zu verderben.“

„Ich werde mir Mühe geben, Sir.“

Sie waren in das Haus getreten.

Der alte Baruch wollte eine Thür links öffnen.

„O, o —“ mußte der Engländer sich Luft verschaffen.

„Zum Teufel, Sir!“ flüsterte Helm ihm zu. —

Der Herr von Heimbach hatte den Herrn von Martell beim Aussteigen aus dem Postwagen in Empfang genommen.

Der Baron Martell war eben nicht angenehm überrascht gewesen.

„Ah, Du bist pünktlich!“ begrüßte ihn der Herr von Heimbach.

Der Andere erwiderte nichts.

„Gehen wir gleich zu Rebekka", fuhr jener fort. „Ich muß mich erst restauriren."

„Bei Deiner Tochter!"

„Ich weiß nicht, wo sie wohnt."

„Ich weiß es, folge mir."

„Zum Teufel —"

„Du willst widerspenstig werden, nachdem Du so hübsch gehorsam warst?"

Der Baron Martell schien dem Herrn von Heimbach gegenüber seine Widerstandskraft verloren zu haben.

„Gehen wir", sagte er.

Der Herr von Heimbach führte ihn zu der Wohnung seiner Tochter.

Sie gingen schweigend.

Am Hause, nachdem der Herr von Heimbach die Klingel gezogen hatte und während der Diener die Hausthür öffnete, sagte der Herr von Martell zu seinem Begleiter:

„Du wirst mich ein paar Minuten mit meiner Tochter allein sprechen lassen."

„Keine Sekunde", war die Antwort.

„Zum gnädigen Fräulein!" befahl dann der Herr von Heimbach dem alten Baruch.

„Ich werde Sie anmelden!" sagte der Diener.

„Es bedarf dessen nicht."

Der Herr von Heimbach schien sich schon als den Herrn hier zu fühlen. Rebekkas Jawort war ihm nach der Ankunft ihres Vaters gewiß. Die Widerstandskraft des Herrn von Martell schien gebrochen zu sein.

Der alte Diener Baruch aber ließ sich nicht irre machen.

Er öffnete eine Thür rechts.

„Spazieren Sie gefälligst da hinein."

„Potz Wetter", sagte der Herr von Heimbach zu dem Baron von Martell. „Wirst Du dem frechen Burschen Sitte beibringen, oder soll ich es?"

Der Herr von Martell wollte sich aufraffen, ob zu einem Befehle an den Diener oder zum Widerstande gegen den frechen Edelmann?

Die Thür links öffnete sich.

Rebekka stand darin in ihrer vollen, ruhigen, stolzen Schönheit.

„Tritt näher zu mir, Vater. Auch Sie können eintreten, Herr von Heimbach."

Sie sprach es mit Liebe zu ihrem Vater, mit voller Vernachläſſigung zu dem Baron von Heimbach.

Sie traten Beide in Rebekka's Zimmer, der Herr von Heimbach mit höhnischem Lächeln, der Baron Martell wie ein geschlagener Mann.

„Rebekka, mein armes Kind!“ schloß er sie in seine Arme.

„Seit wann waren Sie arm, mein gnädiges Fräulein?“ fragte der Herr von Heimbach sie.

Er wollte ihre Hand küssen.

Sie zog sie zurück.

„Noch gehöre ich mir, Herr Baron.“

„Wie lange? Gehen wir gleich an unser Geschäft, Martell. Du machst das Beste.“

„Rebekka, Rebekka!“ seufzte der Vater.

Er sah sein Kind an. Sie war so schön, sie war so edel; sie war sein Stolz.

Der Herr von Heimbach stand mit dem ganzen Wesen des glatten, frechen, vollendeten Bösewichts daneben. Und sie sollte diesem Elenden gehören, und er, der Vater, sollte sie ihm zuführen, ihre Hand in die seinige legen und sie ihm so zu eigen geben!

Rebekka stand hoch und stolz.

„Sie sprachen von einem Geschäft, Herr von Heimbach“, sagte sie. „Mit Recht! Ein Geschäft wird nicht eher abgeschlossen als bis man über sämmtliche Bedingungen einig ist. Bevor wir also zum Zeichen der abgeschlossenen Verlobung die Hände in einander legen, wollen Sie mit meinem Vater die Bedingungen unserer Verlobung festsetzen, Mitgift, Wohnort und

dergleichen, und zwar, da wir ohne Zeugen sind, zur Vermeidung jedes künftigen Streites, schriftlich, wenn ich bitten darf. Schreibmaterial sehen Sie da."

Sie sprach ohne alle Ironie.

Der Herr von Heimbach schien ihre Worte eben so ernst aufzunehmen.

„Sie haben vollkommen Recht, mein gnädiges Fräulein", sagte er. „Willst Du schreiben, Martell? Oder soll ich die Feder führen? Ich hätte als der Jüngere, eine Art Verpflichtung, als Sekretär zu fungiren. Indeß, ich glaube, Du hast mehr Uebung und Gewandheit im Schreiben, und besonders im Rechnen. Ich bitte also."

Er schob höflich einen Stuhl an den Tisch, auf dem das Schreibmaterial stand, und ladete den Herrn von Martell ein, sich darauf niederzulassen.

Der Herr von Martell setzte sich.

„Nun", fuhr der Herr von Heimbach fort; aber er brach sofort ab.

„Ah, entschuldige, Du warst echauffirt von der Reise; Du wolltest Dich vorher restauriren."

„Nein, nein!" wehrte der Herr von Martell ab. „Beginnen wir nur."

Er sprach es beinahe mit Schrecken, als wenn

das Geringste, was er jetzt genieße, ihm zu Gift werden müsse.

„So beginnen wir“, sagte der Herr von Heimbach, „und zwar mit der Mitgift, die ja auch Sie, mein gnädigstes Fräulein, und zwar mit Recht, an der Spitze der zu vereinbarenden Bedingungen setzen. Was wirst Du dem gnädigen Fräulein mitgeben, Freund?“

Das Geschäft hatte mit der Frage seinen Anfang genommen.

Der Herr von Martel schien plötzlich ein anderer Mann zu werden. Sein Gesicht erhielt Farbe; seine Augen belebten sich; die immer etwas starken Lippen warfen sich auf, gerüstet zum Widerstande, den die Handel erforderte, zu jener Herrschsucht, mit welcher der reiche Jude im Handel zu imponiren sucht. Er sann einen Augenblick nach, rechnete im Kopfe.

„Fordere“, sagte er dann zu dem Herrn von Heimbach.

„Hm“, erwiderte Herr von Heimbach, „wir sehen von der Rosensteinschen Lebensversicherung ab.“

Der Herr von Martell erröthete leicht.

„Sie war ein Scherz“, sagte er.

„Wirst Du das mit in die Schrift aufnehmen?“ sagte der Herr von Heimbach.

„Bestehst Du darauf?“

„Es wird nicht aufgenommen!“ entschied ruhig Rebekka.

„Wohl“, sagte ihr Vater.

Und der Herr von Heimbach fuhr fort:

„Du giebst Deiner Tochter zweimalhunderttausend Thaler.“

Rebekka schwieg.

Der Herr von Martell schrieb die Summe nieder ohne Widerrede.

Der Herr von Heimbach stutzte, blickte fast mißtrauisch den Vater und die Tochter an, entdeckte nichts, was ihm verdächtig erscheinen konnte.

Dem alten Baron Martell war vielmehr der Schweiß auf die Stirn getreten. Jene Waffe, die er beim Beginn des Handels aufgenommen hatte, war ihm schnell wieder entfallen. Der bittere Ernst des Geschäftes überwältigte ihn.

„Wann zahlbar?“ sagte er.

„Gleich nach der Trauung.“

„Sofort?“

„In Wechseln mit drei Monaten Zeit.“

„Gut!“

„Also abgemacht, gehen wir weiter. Sie nannten in zweiter Linie den künftigen Wohnort, mein Fräu-

lein. Haben Sie besondere Wünsche in dieser Beziehung?"

„Ich habe meinen künftigen Aufenthaltsort zu bestimmen", sagte mit ihrer Ruhe Rebekka.

Der Herr von Heimbach erschien kaum überrascht.

„Genehmigt!" sagte er. „Hätten Sie noch fernere Wünsche, mein gnädiges Fräulein?"

„Nein!"

„So wären wir fertig. Ich meinerseits verzichte auf jede weitere Bedingung."

„Noch Eins", fiel jedoch Rebekka ein.

„Es wäre?"

„Ich bleibe Jüdin!"

„Zugestanden!"

Der Herr von Martell hatte die Verabredungen niedergeschrieben.

Er las sie vor.

Der Herr von Heimbach nahm eine Feder, überreichte sie Rebekka.

„Darf ich um Ihre Namensunterschrift bitten, mein gnädiges Fräulein?"

Rebekka nahm die Feder und unterschrieb schweigend, aber mit fester Hand.

„Auch Du, Martell!"

Auch der Herr von Martell unterschrieb.

Und darauf auch der Herr von Heimbach.

Der Herr von Heimbach erhob sich dann.

„Und nun, mein Freund Martell, nimm die Hand Deiner Tochter und lege sie in die meinige, als ein Zeichen unserer stattgehabten Verlobung.“

Auch der Vater und die Tochter erhoben sich.

Der Herr von Martell wischte mit seinem rothen Foulard sich den Schweiß von der Stirn.

Rebekka zitterte doch ein klein wenig.

Der Herr von Heimbach war die zufriedene Ruhe selbst. Nur eine leichte Ironie zog jetzt durch sein Gesicht.

Der Herr von Martell nahm die Hand Rebekkas. Er trat mit ihr auf den Herrn von Heimbach zu.

In demselben Augenblick öffnete sich eine Thür.

Esther Rosenstein trat in das Zimmer, das schneeweiße Gesicht, die gebeugte Gestalt der Frau, die unter ihrem Herzen ein Kind trägt, das sie nicht tragen sollte.

Sie schritt auf den Herrn von Heimbach zu. Sie wollte sprechen, die Stimme versagte ihr.

Der Herr von Heimbach wandte sich mit seinem spöttischen Lächeln an Rebekka.

„Mein Fräulein, ich hatte die Scene erwartet. Sie haben sie vergeblich — ah, wie soll ich denn sagen? — in Scene gesetzt.“

Rebekkas Augen flammten.

„Mein Herr, ich wußte von nichts.“

Dann ergriff sie die Hand Esthers.

„Komm, Du Unglückliche! Du arme Unglückliche!“

Sie zog sie aus dem Zimmer.

Und es öffnete sich wieder eine Thür, die aus dem Hausflur in das Gemach führende.

Und herein traten der Polizeidirector des Bades und hinter ihm der schneeweiße Mr. Hower, Major im Dienste Ihrer britischen Majestät und der lange Referendarius Helm.

Und dem Herrn von Heimbach erstarrte das höhnische Lächeln auf den Lippen, als er den langen Engländer sah, und der Herr von Martell wurde kreideweiß bei dem plötzlichen Anblicke — einer Polizeiuniform.

Der lange dürre Engländer aber hatte wieder seinen Muth ergriffen.

„Rascal, wretch, rogue, robber!“ rief er wie ein Wahnsinniger.

Er wollte an dem Polizeidirector vorüber auf den Herrn von Heimbach losstürzen.

Der Polizeidirector hatte sich in die Brust geworfen; er war hier der Herr, und er mußte es zeigen. Er hielt den langen Engländer zurück.

„Gemach, mein Herr Obristwachtmeister! Wer von diesen beiden Herren ist der Baron von Heimbach, ich sah sie alle beide erblassen."

„Das ist der Schurke, der rascal, der Räuber!" wollte der Engländer wieder auf den Baron Heimbach sich stürzen.

„Gemach, mein Herr Obristwachtmeister!" sagte noch einmal der Polizeidirector, und würdevoll fuhr er zu dem Herrn von Heimbach fort:

„Also Sie sind der Baron von Heimbach, im Namen des Gesetzes arretire —"

Er konnte nicht weiter sprechen.

Der Engländer hatte seine Wuth übermeistert, er faßte den Polizeidirector, um ihn zurückzureißen.

Der stämmige Rittmeister wehrte sich.

„Zum Teufel, Herr!"

„Dam, Sir!"

Der Engländer erhob die langen dürren Hände zum Boxen.

Der Rittmeister zog seinen Degen.

Der Referendarius Helm hielt sich die Seiten vor Lachen.

Der Herr von Martell floh in eine Ecke.

Der Baron Heimbach riß die Thür auf, durch die Rebekka und Esther verschwunden waren, sprang in

dem Nebenzimmer an den Frauen vorbei, zu dem Fenster, das sie gegen die Hitze des Zimmers geöffnet hatten, durch das Fenster ins Freie und war fort, ehe der an der Thür nebenan postirende Polizeidiener sich darauf besinnen konnte, daß Jemand aus dem Fenster gesprungen sei.

Der Polizeidirector und der dürre Engländer sahen sich verdutzt an und um.

Der lange Referendarius lachte lauter.

Der Herr von Martell ging in das Nebenzimmer zu seiner Tochter.

„Dam, er ist fort!“ sagte der Engländer.

„Sehen Sie es jetzt erst, Sir?“ lachte Helm.

„Hm, Sir“, sagte der Engländer, „treten wir nun unseren zweiten Weg an.“

Er war auf einmal wieder ein ganz ruhiger und vernünftiger Mensch geworden.

Der Polizeidirector aber war jetzt in Zorn.

„Wie konnte der Mensch entkommen?“ rief er.

„Ihre Polizeidiener haben ihn laufen lassen, Herr Rittmeister“, sagte Helm.

„Diese Esel!“ schimpfte der Rittmeister.

„Hm, zwölf Jahre gediente Unteroffiziere, Herr Rittmeister?“

„Von der Infanterie, Herr!“

„Und was machen wir nun?“ sagte der Polizeidirector dann.

„Wir warten, bis er wiederkommt!“

„Und wenn er nicht wiederkommt?“

„So hören wir auf zu warten.“

„Ein verdammt frecher Bursch!“ dachte der Polizeidirector; er sagte es nicht, weil der lange Referendarius zu dem Engländer gehörte.

„Gehen wir“, sagte der Engländer noch einmal zu dem Herrn Helm.

„Helm, ich habe mit Ihnen zu sprechen!“ kam vornehm der Herr von Martell zurück.

Er hatte seine Geistesgegenwart wieder, er hatte zuerst rasch den Ehe- oder Verlobungscontract ergriffen, den der Herr von Heimbach hatte auf dem Tische liegen lassen. Er zerriß ihn in kleine Stücke, steckte die Stücke vorsichtig in die Tasche, dann trat er auf den langen Referendarius zu.

Der Herr Helm war wieder einmal in seiner übermüthigen Laune.

„Nachher, Herr Baron! Morgen früh! Heute Abend habe ich noch ein Abenteuer vor, das ich um kein Geld in der Welt missen möchte. — Sir, gehen wir!“

Dann wandte er sich noch zu dem Polizeidirector zurück.

„Mein Herr Rittmeister, ich habe die Ehre, Ihnen den Herrn Geheimen Commerzienrath Baron von Martell, Ritter hoher Orden, vorzustellen. — Sir, kommen Sie."

Er entfernte sich mit dem Engländer.

Der Abend war spät geworden.

Der Referendarius Helm führte den Engländer um den Badeort herum nach der Unkenschlucht.

Der Engländer war schweigsam.

Der Herr Helm konnte nicht wohl schweigen, wenigstens nicht auf längere Zeit. Er begann im Gehen ein Gespräch mit seinem Begleiter.

„Sir, Sie scheinen vollkommen ruhig zu sein."

„Was sollte mich beunruhigen, Sir?"

„Hm, kommen wir später darauf zurück. Gestatten Sie mir vorher eine Frage. Warum geriethen Sie vorhin bei dem Anblicke des Herrn von Heimbach und schon vorher so plötzlich in die Berserkerwuth?"

„Sir, das war keine Berserkerwuth."

„Sondern?"

„Meine eigene, besondere Wuth, Sir. Ich hatte in Indien einmal einen Sonnenstich."

„Ah, ich danke Ihnen. Kommen wir jetzt auf den Zweck unseres Ganges, auf dem wir uns befinden. Ich soll Sie zu Ihrer Frau führen, Sir?"

„Sie versprachen es mir.“

„Haben Sie seitdem nicht nach ihr gesucht?“

„Ich bin kein Freund von vielem Suchen, Sir.“

„Was thaten Sie denn während der Zeit?“

„Ich wartete auf die Papiere aus London.“

„Und blieben so lange ruhig zu Hause?“

„So ist es!“

„Teufel, Sie sind ein richtiger Engländer.“

„Ich denke, Sir.“

„Ihre Frau erwartet Sie nicht, Sir?“

„Erst in einem halben Jahre.“

„Gehen wir weiter. Sie wissen doch noch, wer ich bin?“

„Gewiß, Sir!“

„Auch daß ich der ehemalige Geliebte Ihrer Frau bin?“

„Liebhaber, Sir!“

„Oder Liebhaber also, den sie um Ihretwillen betrog!“

„Sie betrog mich ja nicht.“

„Hm, und Sie glauben, daß ich Sie jetzt zu ihr führen werde?“

„Ich glaube es.“

„Und warum?“

„Sie sind ein Deutscher.“

„Donnerwetter, Herr! Wenn ich Sie nun anderswohin führte? Es giebt hier Steingruben, andere Abgründe, steile Felsenwände!“

„Sir, ich habe einen Todtschläger bei mir!“

„Alle Wetter, einen Todtschläger? Da geht mir ein Licht auf!“

Der Herr Helm lachte laut auf.

Der Engländer verstand das Lachen anders.

„Und außerdem einen Revolver, Sir!“ sagte er pikirt.

„Wollen Sie damit die Felsenwände sprengen?“

„Den Verrath bestrafen, Sir!“

Der Herr Helm mußte von neuem lachen.

„Also auch die Untreue?“

Der Engländer fuhr auf.

„Sir!“ rief er drohend.

Er faßte nach seiner Brusttasche, als wenn er nach Revolver oder Todtschläger greifen wolle.

„Lassen Sie das“, sagte Helm. „Sie möchten sonst die Bekanntschaft Deutscher Fäuste machen, ehe Sie Ihren Englischen Todtschläger oder Amerikanischen Revolver anrühren könnten.“

Helm sprach das mit einer vortrefflichen stolzen Ruhe. Er war trotz seiner schlottrigen Haltung ein

kräftiger Mensch; der dürre Engländer machte neben ihm eine erbärmliche Figur.

Der Engländer zog seine Hand zurück.

„Und im Uebrigen Sir", fuhr Helm fort, „möchten Sie auch besser thun, Ihre Kräfte aufzusparen. Sie dürften noch andern Gebrauch davon machen müssen."

„Heute Abend?"

„Heute Abend."

„Gegen wen?"

„Sir, wissen Sie, wie der Ort heißt, zu dem ich Sie führe?"

„Ich weiß es nicht."

„Die Unkenschlucht! Wissen Sie, was eine Unke ist?"

„Ein häßliches Thier, Sir."

„Richtig! Und dessen Ruf Unglück verkündet."

„Ich bin nicht abergläubisch."

„Hm, Sir, wie denken Sie sich Ihre Frau zu finden?"

„Ich weiß es nicht."

„Sie wissen doch, daß sie ihre zwei Kinderchen bei sich hat?"

„Ich weiß es, Sir."

„Auch, daß sie einen Hofmeister für die Kinder hat?"

„Sie hat es mir geschrieben.“

„Schrieb sie Ihnen oft?“

„So oft ich es erwartete.“

„Ihre Briefe waren auch wohl recht liebevoll?“

„Sir, Sie fragen wie ein Zollbeamter.“

„Glückliche Engländer“, lachte der Referendarius, „die keine Deutschen Polizeibeamten kennen, die ihr Ideal eines unverschämten Inquisitors von einem Zöllner hernehmen müssen. Biblische, alttestamentarische Zustände!“

Sie waren schon seit einiger Zeit in der Unkenschlucht.

Helm, der den Führer machte, ging langsamer.

„Seien wir hier auf unserer Hut“, sagte er.

„Warum, Sir?“

„Es könnte Noth thun.“

„Drohet uns in der That hier Gefahr?“

„Uns nicht aber Anderen.“

„Sir, ich verstehe Sie nicht.“

„Still, da sind wir an Ort und Stelle.“

Helm machte Halt.

„Ich sehe nichts“, sagte der Engländer, „nur Gebüsch um uns, wie bisher.“

„Strengen Sie Ihre Augen an. Was erblicken Sie dort vor uns?“

„O, Sir. ein Gitter."

„Richtig! Und das Gitter schließt einen Garten ein, und in dem Garten befindet sich ein Wohnhaus und ein Pavillon. Und — Sir, versprechen Sie mir, daß Sie Ihre Berserkerwuth nicht wieder bekommen wollen."

„Es war keine Berserkerwuth, Sir!"

„Nun dann, Ihre eigne, besondere Wuth!"

„Ich werde mir Mühe geben."

„Thun Sie es ja; es wäre sonst Alles vorbei. Und nun hören Sie. In dem Wohnhause wohnt Ihre Frau!"

„Ah!"

„Und in dem Pavillon —"

„Warum fahren Sie nicht fort, Sir? Wer wohnt in dem Pavillon?"

„Der Hofmeister, Ihrer Kinder."

„Nun gut, Sir."

„Hm, hat Ihnen Ihre Frau nichts von dem Hofmeister geschrieben?"

„Nichts, als daß er ein sehr eifriger und tüchtiger Lehrer sei."

„Ja, ja!"

„Und ich freue mich, die Fortschritte meiner Kinder zu sehen. Meine Mary —"

„Herr Gott, Donnerwetter! Wie dumm sind diese Engländer!“ fluchte der Referendarius zur Seite.

„Was sagten Sie?“ fragte der Engländer.

„Ich sagte, auch Ihre Frau und Kinder würden sich freuen. Aber gehen wir weiter, und halten Sie sich ruhig, was Sie auch sehen und hören mögen.“

„Ich werde mich bemühen, Sir.“

Sie gingen langsam weiter, bis an das Gitter, das den Garten mit dem hohen Giebelhause umschloß. Sie gingen leise, der Referendarius absichtlich, der Engländer mehr unwillkürlich.

„Wie lange sahen Sie Ihre Frau nicht?“ flüsterte Helm dem Engländer zu.

„Seit beinahe drei Jahren nicht. Sie reiste bald nach der Geburt des Knaben von mir.“

Sie hatten das Gitter erreicht; sie standen vor dem Gitterthore.

Die Sterne leuchteten am Himmel; der Garten lag dem Auge nicht wie eine stockdunkle Masse da. Die Stille der Nacht ließ leiseres Geräusch zum Ohr dringen.

Helm und sein Begleiter unterschieden Lauben und Bäume und Blumenbeete und die mit dem weißen Sande bestreuten Gänge und die Geländer des Gartens.

„Sehen Sie das Haus?“ fragte Helm den Engländer.

„Ja, Sir!“

„Darin wohnen sie.“

„Wer, Sir?“

„Die ganze Familie, mit Einschluß des Hofmeisters. Sehen Sie auch den hübschen Pavillon nicht weit vom Hause?“

„Ja, Sir!“

„Da schläft der Hofmeister, und —“

„Was wollten sie hinzusetzen?“

„Nichts, Sir! Und doch! Ich wollte sagen: und Ihre Frau bringt ihn hin.“

„Ah!“

„Nachdem sie zusammen musicirt haben.“

„Meine Frau ist sehr musikalisch!“

„Liebt also auch die Musiker!“

„Was sagen Sie?“

„Sie musiciren jeden Abend zusammen.“

„Aber ich höre nichts.“

„Es wird schon kommen.“

„Hm, Sir, sind Sie jeden Abend hier?“

„Ja, Sir! Und gerade an dieser Stelle.“

„Ah, Sir, darf ich fragen, warum und wozu?“

„Aus Eifersucht.“

„Sie, Sir?"

„Hm, für Sie."

„Dam, was wollen Sie damit sagen?"

„Horchen wir, die Musik beginnt."

„Sir, das ist ja ein Weinen."

„Richtig, von Kindern, von Ihren Kindern, Sir."

„O, dam, Sir, dam, das ist die Stimme meiner kleinen Mary."

„Und der Knabe fällt ein. Dies ist ja ein eigenthümliches Concert."

„Und ich höre eine polternde Männerstimme dazwischen! Und — Himmel und Hölle, die Kinder werden gezüchtigt, meine Kinder, von einer fremden Mannsperson. Meine Frau ist nicht darin; ich höre ihre Stimme nicht."

„Darum könnte sie doch dabei sein."

„Wie wäre das möglich?"

„Sie könnte sich vor dem Züchtigenden fürchten."

Der Engländer stutzte, schwieg, horchte, langte nach seiner Brusttasche, in und über welcher er seinen Todtschläger und Revolver trug.

„Einen Augenblick Geduld!" sagte Helm. „Hören wir erst die andere Musik. Sie beginnt jetzt. Di. Kinder waren erst nicht ruhig, da wurden sie vorerst in den Schlaf gebracht, durch den Hofmeister."

„Ja, ja", sagte der Engländer.

Er sagte es mit einer Stimme, die etwas zu zittern schien, dabei war er im Uebrigen vollkommen ruhig. Er zog die Hand von der Brusttasche zurück, und zwar leer; er lehnte sich an das Gitter, wie wenn er recht bequem der Musik zuhören wollte, die nach Helms Versicherung nunmehr zu erwarten war.

Sie begann.

Die Töne des Flügels drangen zuerst zu den Horchenden herüber. Sie waren so voll und doch so weich, so sehnsüchtig; das Instrument wurde so meisterhaft gespielt.

„Sir", sagte der Engländer, „haben Sie den Hofmeister wohl gesehen?"

„Ja, Sir."

„Wie ist sein Aussehen?"

„Es ist ein hübscher kleiner Bursch, mit frischem Gesicht und blondem Bart."

Der Engländer wurde doch wieder unruhig.

„Haben Sie wohl seinen Namen gehört?"

„Die Kinder nannten ihn Hermann, Sir. Er sei böse, sagten sie unter sich."

Der Engländer legte sich wieder an das Gitterthor; er lehnte ruhig daran, nur die Faust schien er wie krampfhaft zu ballen.

„Wenn die Wuth losbricht!" sagte sich der lange Referendarius.

Eine Harfe fiel in die Töne des Flügels begleitend ein, kräftig, feurig.

„Das ist ihr Spiel, Sir!" sagte der Engländer. Er sprach es ganz ruhig.

In die verbundenen Töne der Harfe und des Flügels sang eine Frauenstimme weich und sehnsüchtig und voll und feurig.

„Sir, das ist ihre schöne Stimme!" sagte wie verzückt der Engländer.

„Zum Teufel, ich kenne sie! Und Sie Herr, haben sie mir gestohlen, und es ist Ihnen recht geschehen, daß Ihnen sie nun wieder ein Anderer gestohlen hat."

Der Referendarius Helm sprach wieder mit zornigem Zähneknirschen, wie an dem ersten Abende, als er die Stimme in der Schlucht gehört hatte.

„Und der verdammte Engländer kann so ruhig dabei bleiben!" fuhr er zorniger zu sich selbst fort. „Ah, er wird seinen Racheplan fertig haben, und dann wird der Mensch ja ruhiger. Nun, Gott mag den beiden Liebesleuten gnädig sein."

„Sir, wie viele Kugeln schießt Ihr Revolver?" fragte er laut.

„Sechs!“ antwortete mit seiner Ruhe der Engländer.

Die Dame in dem Giebelhause sang mit ihrer schönen Stimme:

Nun ist so mild und lau die Nacht,
Ich wandle mit seligen Sinnen;
Dort oben hält noch Einer die Wacht,
Hoch auf der Thurmwart Zinnen.

Er sucht einen Stern und findet ihn nicht;
Ich hab' meinen Stern gefunden —

Die Singende wurde unterbrochen.

„Himmel und Hölle!“ rief Helm. „Sir, Herr, gerathen Sie in Ihre Wuth!“

„Warum Sir?“

„Hören Sie denn nicht die Küsse, die den Gesang unterbrachen?“

„Sie sind ein Narr, Sir! Sein Sie ruhig.“

Die Frauenstimme sang weiter:

Er erforscht sein Glück und erspäht es nicht,
Ich habe mein Glück empfunden.

Mir lachen die Sterne wohl heller zu,
Als ihm von der Himmelskarte;
Ich bin dem Himmel näher als Du,
Du Mann dort auf der Warte!

„Ist Ihnen das noch nicht genug, Sir?“ fragte Helm.

„Es wird langweilig!“ sagte der Engländer.

Er trat von dem Gitter zurück.

„Ist das Thor zu öffnen, Sir?“ fragte er.

„Versuchen wir es, Sir.“

Der Engländer versuchte es. Das Schloß öffnete sich.

„Adieu, Sir!“ sagte der Engländer.

„Sie wollen hineingehen?“

„Ja, Sir! Darum sage ich Ihnen Adieu!“

„Hm! Aber nehmen Sie sich vor dem Hunde in Acht, es ist ein Bullenbeißer.“

„Ich habe meinen Todtschläger.“

Er zog ihn hervor.

Es war ein kurzer fester Stab, mit einer ledernen Schnur, in derem Ende eine schwere Bleikugel eingeflochten war.

„Adieu, Sir!“ sagte Helm.

Der Engländer ging in den Garten.

Das Thor ließ er offen.

Helm nickte ihm nach.

„Mit welcher Ruhe der Mensch geht! Jetzt hier! Und vorhin, dem Heimbach gegenüber hatte er die Wuth! Diese Engländer sind doch sonderbare Narren! — Aber seine Rache wird desto fürchterlicher sein. Darum muß er sich dann freilich kaltes Blut verwah-

ren. Auf wen zuerst er sich stürzen wird? Auf die Frau oder den Liebhaber? Und was dann der oder die Andere thun wird? Hier müßiger Zuschauer bleiben oder Einem beistehen? Aber wem? Dem Sieger oder dem Besiegten? Ein Gott oder Cato sein?

„Da ist er an der Laube! Er bleibt stehen. Die Musik hat aufgehört. Er horcht, ob er nicht andere Töne vernimmt. Er muß etwas gehört haben. Er macht wieder eine Bewegung. Aber er tritt hinter die Laube zurück — als wenn er nicht wolle gesehen sein. Was mag er haben? Ah, da kommt Jemand aus dem Hause. Zwei gar! Die Frau, das Liebespaar! Er will sie auf sich zukommen lassen, arglos, in ihrem Liebesgeflüster, Arm in Arm, und auf einmal ein wuchtiger Hieb mit dem Todtschläger. — Ah, sie gehen in den weißen Sandpfad, nach dem Pavillon zu. Sie bringt den blonden Burschen hin. Und bei dem dürren Gemahl kommen sie nicht vorbei. Was wird er nun machen? Ihnen folgen? Jeder Schritt verräth ihn. Freilich hat er den Revolver mit sechs Kugeln.

„Aber was ist denn das? Da kommt wieder etwas aus dem Hause. Und es schnaubt so! Alle Wetter, es ist die schwarze Bestie, der Bullenbeißer! Jetzt geht es los. Das Thier ist auf seiner Fährte. Es wird auf ihn stürzen. Wird er es treffen mit seinem

Todtschläger? Wird er zu seinem Revolver greifen müssen? Wird es ihn zerreißen, ehe er ihn hat?

„Aber alle Teufel!“ rief auf einmal der lange Referendarius, und er erblaßte, und er hatte Ursache dazu.

Tyras, der große, schwarze Bullenbeißer, war schnaubend aus dem Hause gekommen, hatte einen Augenblick Halt gemacht, war dann im rasenden Sprunge zu der Laube gestürzt, hatte hier ein lautes, wildes Gebell erhoben. Aber es war kein Geheul der Wuth, es war ein Freudengebell, und der lange Engländer schwang nicht seinen Todtschläger nach dem Thier und griff auch nicht nach seinem Revolver, sondern sagte freundlich zu dem Thier, das er kannte und das ihn wieder erkannte:

„Tyras, mein Hund, dort dort!“

Dabei mußte er nach dem Thore gezeigt haben, an dem der Referendarius stand, und das Thier verstand seinen Herrn und rannte wie wahnsinnig nach dem Thore, und das Thor war noch offen und der Referendarius Helm verlor den Kopf und rief selbst:

„Ich bin verloren!“

Und er war es.

Als der Hund auf ihn zu rannte, rannte auch er, zurück, in die Schlucht hinein.

Er hatte vergessen, das Thor hinter sich zuzuschlagen.

Er war kaum zehn bis fünfzehn Schritte weit gesprungen, da hatte der Hund ihn erreicht.

Der arme Referendarius hatte keinen Todtschläger, keine andere Waffe, er hatte nur seine langen Arme.

Was halfen ihm die gegen das wüthende Thier?

Der Hund stürzte sich auf ihn, zerriß ihm die Kleider, warf ihn nieder.

Der Herr Helm glaubte nicht anders, als daß es um ihn geschehen sei, daß sein letztes Stündlein geschlagen habe. Wer sollte, wer konnte, wer wollte ihm beistehen? Hülfe konnte in dieser abgelegenen Schlucht ihm nur von den Bewohnern des Giebelhauses werden. Wer sollte, konnte oder wollte dort daran denken, sie ihm zu bringen?

„Der verdammte Engländer!“ dachte er, wenn er in diesem Augenblicke denken konnte! „Hole der Teufel sie Alle! Auch die Ungetreue! Diese verdammte Unkenschlucht! Schwätzte ich dem Mr. Beefsteak von dem Unheil verkündenden Geschrei der häßlichen Thiere vor, und ich malte den Teufel für ihn an die Wand! Es ist vorbei mit mir! Diese Bestie wird mich zerreißen! Stück für Stück! Mit Behagen! Sollte man fast meinen, sie hätte Verstand! Sie sieht mich an, als

wenn sie mich oder sich fragen wolle, wo sie anfangen solle, bei den Beinen, den Armen, der Brust —! Teufel, auf meine Nase scheint es zumeist abgesehen zu sein! Und doch nicht!

Der Herr Helm mußte sich selbst verwundern über das, was nun zunächst folgte. Der Hund saß oder lag auf ihm, die Hintertatzen in die Beine, und die Vorderbeine in die Arme des langen Referendarius eingekrallt, so daß er sich nicht regen und nicht rühren konnte. Die Bestie selbst rührte sich aber auch nicht.

„Was ist denn das?“ fragte sich der Herr Helm wieder. „Worauf wartet das Thier?“

Aber in demselben Moment schon sollte seine Verwunderung dem Entsetzen, neuem Entsetzen Platz machen.

Aus dem Garten eilte Jemand herbei, und wenige Schritte von ihm rief eine Stimme:

„Halt fest, Tyras! Halt fest; laß nicht los, Du braves, vortrefflich dressirtes Thier. Ich komme, ich bin schon da!“

Und er war schon da, der kleine, stramme Hofmeister Hermann Grohmeier, mit der glatten, blondgelockten, geistlosen Fratze, und mit einer großen allmächtigen Hundepeitsche.

„Und nun fort, Tyras“, rief er dem Hunde zu.

Und der Hund sprang zurück.

Und was darauf dem langen Referendarius mit der Hundepeitsche passirte, welchem gefühlvollen Leser dürften wir das erzählen?

„Das dem Verräther!“ rief der freche Peitschenschwinger dabei.

Sechstes Kapitel.

Auch ein Schmerzenslager.

Der Referendarius Helm lag auf seinem Schmerzenslager, ächzte, stöhnte und fluchte.

Wie er in der Nacht zu Hause gekommen war, wußte er genau selbst nicht. Während der Execution, die der Hofmeister Hermann Grohmeier an ihm vorgenommen, hatte er die Besinnung verloren. Als er wieder zu sich kam, war er allein; der Peitschenschwinger und Tyras waren verschwunden. Er lag im Gebüsch der Unkenschlucht; finstere Nacht herrschte um ihn her, und tiefe Stille, die nur durch das Geschrei der Unken der Schlucht unterbrochen wurde. Die häßlichen Thiere begannen ihr Geschrei in der Ferne, ganz hinten in der Schlucht; dicht bei dem Referendarius antworteten andere; so nahe bei ihm, daß er meinen

konnte, er fühle ihre kalte, feuchte Haut an seinen Gliedern; und so laut und durchdringend, als wenn sie jenen in der Ferne zurufen wollten: Kommt hierher, da liegt erst recht Einer, der für sein Lebenlang genug hat!

Der arme Referendarius wollte sich aufrichten. Er vermochte es nicht. Sein ganzer Körper war zerschlagen und gelähmt, und wie er sich rührte, wollten die Schmerzen ihn wahnsinnig machen. Die Kälte der Nacht trat hinzu; der Frost schüttelte ihn.

„Diese verdammten Bestien“, sagte er sich, „haben mit ihrem Geschrei Recht! Wenn der Morgen mich hier noch findet, so findet er mich todt.“

Aber wie sollte er fortkommen? Um Hülfe rufen?

Wer anders könnte mich hier hören, als das Gesindel in jenem Hause? Und wer anders käme dann zu mir, als Tyras, der Bullenbeißer und der freche Informator?“

Er versuchte noch einmal, sich aufzuraffen. Es gelang ihm nicht. Er versuchte zu kriechen. Das gelang.

Und auf seinen Vieren kroch der lange Referendarius Helm aus der Schlucht, zwischen den Gärten hindurch bis zu dem Grünen Baume, seinem Quartier, unter unsäglichen Schmerzen, unmenschlichen Flüchen,

entsetzlichen Anstrengungen, bei halber Besinnung, manchmal bei gar keiner, instinktmäßig, mechanisch.

Am Hause konnte er sich halb aufrichten, um die Hausglocke zu ziehen.

Der Hausknecht erschien.

„Um des Himmelswillen, Herr Referendarius, was ist Ihnen passirt?“

Konnte der Herr Helm es sagen?

„Ich wollte wissenschaftliche Entdeckungen machen und fiel in einen Abgrund. Bringe Er mich in mein Zimmer und hole Er einen Chirurgus.“

Der Hausknecht brachte ihn in sein Zimmer und holte einen Chirurgus.

Der Chirurgus wusch ihn, verband ihn, salbte ihn ein.

Der Herr Helm lag die Nacht über in den Phantasieen des Wundfiebers. Was Alles er träumte, mögen die Götter oder Dämonen des Schmerzes, der Wuth, der Rache wissen.

Am andern Morgen hatte er seine klare Besinnung wieder. Er war, wenn auch der verbummelte Mensch und die lottrige Gestalt, von Haus aus die kräftige Natur.

„Das dem Verräther, sagte der Schuft?“ sprach er zu sich. „Ich der Verräther! Ich, der so schmählich

Verrathene! Ah, Rache, doppelte, dreifache Rache! Rache der Menschheit; wenn ich ein Dichter wäre, mein Jahrhundert würde ich in die Schranken rufen. Und ist denn nicht die ganze Menschheit Gesindel, mit ihren hoffährtigen Träumen von Gottähnlichkeit? Freilich, wie denken sie sich denn ihren Gott! Wie können sie sich ihn denken! Wie mußte ich schon jener alten Jungfer, der Fräulein Auguste Ehrhard, sagen? Der edelste Mensch hat doch seine Altäre der Gemeinheit! Ich bin nicht allein der gemeine Mensch, die Anderen sind es wie ich. Sie haben es nur besser als ich; sie haben mehr Glück, mehr Geld, mehr Ehre! Und warum? Warum sollen sie gerade das vor mir voraus haben? Hole sie der Teufel dafür, und meine Rache!"

Der Chirurgus kam, nach seinen Wunden, Contusionen und so weiter zu sehen.

„Kann ich heute wieder aufstehen, Doctor!"

„Sind Sie rasend, Herr! In den ersten acht Tagen ist gar nicht daran zu denken."

„So!" lachte der Referendarius höhnisch.

Und als der Doctor fort war, versuchte er, Bewegungen zu machen, und er konnte es.

Sein Stiefelputzer war bei ihm.

„Wichsier, wissen Sie, wo der Herr von Kuhn wohnt!"

„Nein, Herr Helm."

„Aber wo der General von Branden wohnt?"

„Gewiß, Herr Helm."

„He, warum gewiß?"

„Ah, Herr Helm, das weiß jedes Kind. Er ist ja ein berühmter Mann, der das Vaterland gerettet hat. Und welch' eine schöne junge Frau hat er!"

„So! Spricht man auch davon?"

„Alle Welt bewundert sie."

„Und doch kennt Ihr den Herrn von Kuhn nicht."

„Ah, Herr Helm, ist das vielleicht der schöne, junge, melancholische Herr, den man bei dem General sieht?"

„Man sieht ihn auch bei der Generalin."

„Ja, ja."

„Und bewundert man ihn nicht?"

„Gewiß, gewiß auch ihn."

„Und was sagt man sonst noch von ihm?"

„Daß er und die Frau Generalin ein sehr schönes Paar zusammen sein würden!"

„Sind sie es denn noch nicht?" sagte der Herr Helm.

Er sagte es zu sich. Der Stiefelputzer hatte es nicht gehört. Dieser hatte etwas auf dem Herzen.

„Aber, Herr Helm, haben Sie denn schon von der großen Ueberraschung gehört, die dem alten General werden soll?“

„Kein Wort, Wichsier.“

Der Herr Helm, der Alles zu wissen gewohnt war, sprach es fast ärgerlich.

„In der nächsten Woche“, sagte der Stiefelputzer, „ist der Jahrestag der großen Schlacht, durch die der General das Vaterland gerettet hat. Es soll ihm dann ein großes Fest gegeben werden. Sie wissen, hier im Bade sind viele Blessirte aus dem Kriege, Gemeine und Officiere. Die wollen es veranstalten. Sie haben auch in die Residenz geschrieben, an den Kriegsminister, und der Minister hat mit dem Könige gesprochen, und ich kann Ihnen versichern, Herr Helm, es wird etwas Großartiges werden. Denken Sie sich nur —“

Der Referendarius unterbrach den eifrigen Patrioten.

„Wichsier, Sie sollen mir nachher davon erzählen. Jetzt habe ich einen Auftrag für Sie. In dem nächsten Hause rechts von dem General von Branden wohnt der Herr von Kuhn. Gehen Sie zu ihm, und sagen Sie ihm, er möge mich besuchen, ich sei sehr elend und

hätte eine Bitte an ihn. Sie können ihm sagen, wie ich aussehe."

Der Stiefelputzer ging.

Der Herr Helm lachte unter seinen Schmerzen höhnisch für sich.

„Zu dem Hilfsbedürftigen wird die edle Seele kommen."

Auf einmal hörte er draußen in dem Gange vor seiner Thür eine fremde Stimme, die ihm doch bekannt schien.

„Logirt hier der Herr Helm?"

„Ja, mein Herr", antwortete der Wichsier.

„Wer will da zu mir?" fragte sich der lange Referendarius.

Es wurde an die Thür geklopft.

„Herein!" rief der Herr Helm.

Die Thür öffnete sich. In das Zimmer trat der Ministerialrath aus der Residenz.

Der besonnene, vorsichtige, gemessene richtige Geheimrath war dem entlassenen Referendarius gegenüber nicht verlegen. Doch sollte er überrascht werden.

„Ah, Herr Geheimrath!" rief ihm der Herr Helm entgegen.

„Sie kennen mich?"

„Ich kenne in der Residenz Alles und Alle. Ich

kann Ihnen auch sagen, wer und was Sie zu mir führt, oder schickt."

„Ah!"

„Zu mir führt und schickt, hätte ich sagen sollen. Zu mir führt Sie die Birkenfelder Angelegenheit. Zu mir schickt Sie der General von Branden."

„In der That!"

„Und Sie wollen von mir erfahren, wer der eigentliche Betrüger in jener Geschichte war, oder vielmehr, wie der Beweis gegen ihn herbeizuschaffen ist."

„In der That, mein Herr! Aber darf ich Sie zuerst fragen, durch wen Sie so genau über meine Intentionen in Kenntniß gesetzt sind?"

„Durch meine Divinationsgabe, Herr Geheimrath, die mir auch mitgetheilt hat, daß Sie auf unmittelbaren Befehl des Königs hier sind, Sie sehen, wie genau unterrichtet ich bin. Ich bin daher auch der unmaßgeblichen Meinung, daß Sie sich fernere Fragen an mich ersparen können, zumal, da Sie mich hier krank sehen, daß Sie vielmehr die Güte haben, sofort meine Mittheilungen über die Sache entgegenzunehmen. Der eigentliche Betrüger ist, wie Sie schon wissen, der Baron Martell. Er kann nur überführt werden durch den Baron Heimbach und seinen Agenten, den Juden Abraham Rosenstein. Den Herrn von Heimbach konnte ich

Ihnen nur gestern nachweisen; er war hier. Seit gestern Nachmittag ist er fort, und ich weiß nicht wohin, bin also außer Stande, Sie nur auf seine Spur zu bringen. Den alten Rosenstein könnte ich Ihnen überliefern, aber ich habe keine Lust dazu, und dafür gewisse Gründe, deren Mittheilung Sie mir erlassen werden."

Der Herr Helm machte hier eine Pause und sah mit einer sehr ruhigen Miene den Geheimrath an, als wenn er von ihm, ehe er fortfuhr, irgend eine Einwendung oder sonst eine Bemerkung erwarte.

Der Herr Geheimrath hatte eine Bemerkung:

„Mein Herr, Sie sind Jurist, Sie kennen folglich die allgemeine Unterthanenpflicht des Zeugnisses. In dem vorliegenden Falle tritt der von Ihnen selbst erwähnte unmittelbare Befehl Seiner Majestät hinzu!"

„Ich müßte also Ihren Gendarmen machen, Herr Geheimrath?" fragte der Herr Helm, und er zwang sich, bei der frechen Frage wenigstens ein höfliches Gesicht zu zeigen.

„Mein Herr!" erhob sich der Geheimrath strenge.

„Bleiben wir ruhig, Herr Geheimrath", sagte Helm ruhig. „Ich kann Ihnen nun einmal weder den Herrn von Heimbach, noch den Abraham Rosenstein verschaffen. Dafür erlaube ich mir Ihnen einen Vorschlag zu

machen. Gehen Sie direct auf den Herrn von Martell selbst los, er ist hier, Sie finden ihn bei seiner Tochter, die in der Nähe des Generals von Branden wohnt. Vernehmen Sie ihn dort oder lassen Sie ihn zu sich kommen. Er geht, wohin Sie ihn haben wollen; er ist ein Jude und hat kein gutes Gewissen. Es ist Ihnen bekannt, was Heimbach und Rosenstein gegen ihn aussagen können. Halten Sie ihm das vor, als wenn Heimbach und Rosenstein es Ihnen schon gegen ihn ausgesagt hätten. Nur mit dem richtigen Aplomb! Er wird mit seinem bösen Gewissen Ihnen glauben; versprechen Sie ihm dabei Straflosigkeit; der König wolle nur die Wahrheit wissen; die Sache werde dann nicht weiter verfolgt werden; es liege vielmehr im Interesse aller Theile sie todtzuschweigen. Ich wette Hundert gegen Eins, er wird Ihnen Alles eingestehen."

Der Geheimrath schien doch der Meinung zu sein, daß er gegenüber einem solchen Ansinnen, das ihm hier gemacht wurde, und dem Mann, der es ihm machte, in die sittlich und amtlich entrüstete Brust sich werfen müsse.

„Mein Herr, ich kenne meine Pflicht selbst!"

„So thun Sie sie, mein Herr Geheimrath, nehmen Sie aber auch die Folgen selbst auf sich."

Der Herr Helm sprach die Worte wie ein warnender Seher.

Der Geheimrath stutzte, sah dem Referendarius fragend in das zerkratzte, verschwollene Gesicht.

Der Herr Helm lachte.

„Was ich damit sagen will, wollen Sie wissen, Herr Geheimrath! Ich wollte Ihnen andeuten, daß Sie die Bedeutung Ihrer Mission nicht kennen. Man hat Sie auf einen Weg geschickt, der einen ehrlichen Menschen in den Abgrund führen kann, muß, vielleicht auch soll. — Wie ist der König gerade auf Sie gekommen."

„Ich bin Seiner Majestät durch meinen Minister empfohlen."

„Und wie steht Ihr Herr Minister zu dem Herrn von Martell."

„Ich weiß es nicht."

„Das ist ein Fehler von Ihnen, ein doppelter Fehler in einer Stellung, wie die Ihrige. Nun, vernehmen Sie den Herrn von Martell nach Ihren Intentionen. Ich empfehle mich Ihnen, Herr Geheimrath, überhaupt, und auch noch besonders, wenn Sie wieder einmal eine epinöse Mission und dazu einen guten Rath nöthig haben."

War der Ministerialrath zu dem Referendarius gewiß ohne jegliche Verlegenheit eingetreten, er verließ ihn nicht ohne Verwirrung mit dem Einen klaren Gedanken:

„Das ist ein frecher Gesell!“

Helm aber sagte, als er fort war:

„Das ist ein Regierungsrath, gar ein Geheimer! Mit wie viel Dummheit die Welt regiert wird!“

Dann verfiel er in tiefes Nachsinnen.

Er wurde daraus geweckt durch das Erscheinen Ewald Kuhns.

„Ah, Freund Ewald, ich danke Dir, daß Du kommst. Aber mußte ich krank, so jämmerlich zerschlagen und zerschunden werden, daß ich meinen alten Freund und Leibfuchs wieder einmal sehen kann?“

Ewald Kuhn war mit seiner stillen, ernsten Ruhe eingetreten. Zu ihr gesellte sich Mitleid, als er den in der That jämmerlich zerschlagenen und zerschundenen langen Referendarius sah, der doch sein Freund gewesen war.

„Was ist Dir widerfahren, Helm?“ fragte er.

Der Herr Helm schien wieder in seiner besten Laune zu sein.

„Freund Ewald, durch anderer Leute Schaden wird der Mensch klug. Nimm Du Dir ein Exempel an mir. Liebe kein Weib, denn Du wirst von ihr betrogen, und wenn man betrogen ist, will man Rache haben, und wenn man die nehmen will, so bekommt man Schläge — Schläge des Schicksals oder der Peitsche.

Ich habe die Peitsche erhalten, nimm Du Dich vor dem Schicksale in Acht, also zu allererst vor der Liebe — wenn es nicht schon zu spät ist —"

„Du hättest eine Bitte an mich, ließest Du mir sagen", unterbrach ihn Ewald.

Der Herr Helm fuhr auf, oder that so.

„Zum Teufel, Mensch, Du kannst mich nicht ansehen! Du sprichst von etwas Anderem! Ist es denn wirklich schon zu spät? Wer ist es denn? Deine schöne Cousine, oder die schöne Rebekka? Die Wahl mag Dir freilich schwer fallen —"

Ewald faßte nach seinem Hut, den er abgelegt hatte.

„He, langsam zum Zorne!" rief der Referendarius. „Ich habe wirklich eine Bitte an Dich, und zwar eine recht große und dringende; sie betrifft eben Fräulein Rebekka, und auch die Generalin —"

Ewald wollte doch wieder seinen Hut nehmen.

„Laß ihn liegen, Freund; ich spreche im Ernst, gar in einer fatalen Geschichte, und nur Du kannst helfen. Setze Dich! Es könnte lange dauern."

Ewald setzte sich.

Helm fragte ihn:

„Warst Du heute schon bei Rebekka?"

„Nein."

„Du weißt also nicht, was gestern Abend bei ihr passirt ist?"

„Nein!"

„Du weißt auch nicht, daß seit gestern ihr Vater hier ist?"

„Ich weiß auch das nicht."

„Ja, er ist hier. Er kam gestern gegen Abend und sein erstes Geschäft war — denn ohne Geschäfte kann er nicht existiren. Sein erstes Geschäft war, Rebekka mit dem Baron Heimbach zu verloben."

Ewald wurde doch unruhig.

„Sprichst Du die Wahrheit, Helm?"

„Zum Teufel, ja. Und es war ein gutes Geschäft für den Vater, wenn auch kein angenehmes für die Tochter. Und darum, und weil Du Rebekka — hm, von Liebe soll ich Dir ja nicht sprechen; Du willst wohl nur ihr Freund sein! Aber mein Junge, laß Dir sagen, wenn außerhalb der Ehe ein Männlein und ein Fräulein einen Freundschaftsbund geschlossen haben, so wird ein Liebesbund daraus, just so sicher, wie unser Freund Ehrhard ein Narr war, weil er in der Ehe seiner Frau nur der Freund sein wollte. — Oh, der arme Ehrhard! Doch von ihm sprechen wir ein andermal. Sophie ist ja wohl hier?"

„Sie ist hier!"

„Ah, bei der Rebekka! Die Arme hat ein ganzes Hospital im Hause! Für allerlei Narrheiten! Und Du bist — hm, der Psychiater darin! Aber kommen wir auf Fräulein Rebekkas Geschäft mit Heimbach zurück. Er will, daß sie seine Frau werde, und sie will sich opfern, da er ihren Vater durch die Birkenfelder Geschichte ruiniren kann. — Hat Dir die Generalin nichts davon gesagt!“

„Nein.“

„Teufel, so ist sie eifersüchtig auf die schöne Rebekka —“

„Helm —“

„Ich sprach doch mit ihr über die Sache — mit Deiner schönen Cousine nämlich — und höre, Ewald, auch eine Freundschaft mit einer jungen Frau kann zur Liebe führen, noch eher, als mit — Aber lassen wir das jetzt. Rebekka muß also gerettet werden, und nur Du kannst sie retten. Den Verlobungsvertrag hat der Vater zwar zerrissen, aber frei hat er sie dadurch nicht gemacht. Heimbach kann jeden Augenblick zurückkommen, um seine Rechte, die er auf die Tochter doch einmal hat, zu reklamiren, oder den Vater in das Zuchthaus zu bringen, und Rebekka ist die edle Seele genug, sich zum Opfer zu bringen, und der Martell ist Lump genug, das Opfer von ihr zu fordern. Da kannst Du

nur retten, und es gäbe zwei Mittel der Rettung für Dich, das erste wäre, Du heirathetest schlankweg das Fräulein selbst. Du siehst mich fragend an? Ich meine das Fräulein Rebekka, die schöne, stolze, edle, reiche Jüdin — um Deinetwillen wird sie Christin. — Du gibst mir keine Antwort? Gefällt Dir das Mittel nicht?"

„Sprich weiter", sagte Ewald.

„Das heißt, ich soll Dir mein zweites Mittel nennen. Es ist der Gegensatz des ersten; freilich für die neuere Zeit eben so adlig. Eine reiche Jüdin heirathen, hätte in früheren Zeiten einen Ritter auf den Scheiterhaufen gebracht; heut zu Tage gehört es zu dem guten adligen Ton. Willst Du es nicht, Freund, so wird Dir nichts Anderes übrig bleiben, als Dich mit dem Menschen zu schießen."

„Ich mit Heimbach!" rief Ewald Kuhn.

„Er ist von eben so gutem Adel, wie Du."

Ewald antwortete nicht darauf.

Helm fuhr ruhig fort:

„Ich spreche in vollem Ernst, Freund Ewald. Der Heimbach ist ein Mensch, der zu Allem fähig ist. Er hat sich einmal in den Kopf gesetzt, durch Rebekkas Hand ein reicher Mann zu werden. Der alte Martell hat ihn zudem mißhandelt; dafür will er seine Rache. Er wird zum Aeußersten schreiten, wenn man ihn dazu

zwingt. Er wird zu dem Ministerialrath gehen, der zu der Untersuchung der Birkenfelder Sache hier ist. Er wird ihm Thatsachen, Beweismittel angeben. Martell ist verloren. Rebekka unglücklich. Nur Eins kann den Menschen zurückhalten: die Furcht für sein Leben; er ist eine feige Memme. Muß er sich mit Dir schießen, so reißt er aus, so weit er kann. Schriftlich wird er allerdings noch denunciren. Aber wer legt Gewicht auf die hinterlistige Denunciation eines bekannten Schurken, der nicht einmal den Muth hat, sich persönlich zu stellen? — Habe ich Dir genug gesagt, daß Du einen Entschluß fassen kannst?"

„Ja", sagte Ewald kalt.

Er stand auf, um zu gehen.

„Und Dein Entschluß wäre?" sagte Helm.

„Adieu!" sagte Ewald statt einer Antwort.

Da fuhr der Referendarius Helm auf seinem Lager empor, daß die Nerven und Sehnen und Fasern seiner Wunden sich neu aufrissen, und die gequetschten Glieder sich ihm krampfhaft zusammen zogen, und sein Gesicht sich verzerrte unter der furchtbaren Anstrengung, einen wilden Schmerzensschrei zu unterdrücken.

„Zum Teufel", sagte er, „wenn ich denn als roher und charakterloser Gesell noch so tief unter Dir stehe, auch noch tiefer, als Du in Deinem erhabenen Tugend-

heldenthum meinst, so vergiß doch Eins nicht, daß ich es mit der Rebekka gut meine. Ich habe Achtung vor der Person. Und nun gehe, und thue, was Du willst. Gehe meinetwegen zum Teufel; das ist mein Adieu!“

Damit warf er sich auf sein Schmerzenslager zurück und wandte das Gesicht nach der Wand.

Ewald war stehen geblieben.

Er hatte ihm Unrecht gethan.

„Helm“, — sagte er begütigend, bittend.

„Ich will kein Wort mehr von Dir hören“, rief Helm.

„Helm, ich bitte Dich!“

„Kein Wort mehr von Dir. Aber höre noch eins von mir. Zum Teufel wünschte ich Dich. Hüte Dich vor ihm: Denke an die Lehre, die für Euch Tugendhelden gegeben ist: Wer steht, der sehe zu, auf daß er nicht falle! Und nun geh', geh'!“

Ewald kannte den langen Referendarius. Er ging.

Der Herr Helm zog eine Klingel, die an seinem Bette hing.

Ein Kellner erschien.

„Herr Kellner, schicken Sie sofort zu dem Baron Martell — oder gehen Sie selbst, und sagen Sie dem Baron, ich ließe ihn bitten, auf der Stelle zu mir zu kommen.“

„Der Herr Baron von Martell!“ sagte der Kellner verwundert.

„Nun ja.“

„Er soll zu Ihnen, hierher kommen?“

„Auf der Stelle!“

„Sie meinen den reichen —?“

„Eisenbahnkönig! Ja, ja!“

„Der seit gestern hier ist! Das ganze Bad war in Aufruhr, als sein Name heute in der Fremdenliste stand.“

„Zum Teufel, gehen Sie zu ihm. Wo logirt er?“

„Im Hotel d'Angleterre.“

„Gehen Sie zum Hotel d'Angleterre!“

Der Kellner entfernte sich, den Kopf schüttelnd.

Die Schmerzen Helms ließen mehr und mehr nach, er konnte wieder ruhiger seinen Gedanken nachgehen. Indem er es that, malte sich bald tiefer Ernst, bald übermüthiger Hohn in seinem verschwollenen Gesicht.

Schon nach einer Viertelstunde trat der Baron Martell bei ihm ein, vornehm, stolz, herablassend, kalt, mit einer lauernden Unruhe hinter dem Allem.

„Sie sind krank! Sie wünschen mich zu sprechen!“

„Ja, Herr Baron.“

„Haben Sie Geld nöthig?“

„Nein. Aber ich habe Ihnen zu beichten.“

„Wie heißt! — Was verstehn Sie unter beichten?"

„In der Beichte entdeckt man Geheimnisse, die Sünden sind, eigene, auch wohl fremde."

„Was haben Sie mir zu entdecken?"

„Ich habe dem General von Branden — eigentlich der schönen Generalin — den ganzen Betrug wegen Birkenfelde mitgetheilt, daß Sie der Betrüger, und wie Sie zu überführen sind."

„Herr!" rief der Baron.

„In Ihrem eigenen Interesse, Herr Baron! Eigentlich in dem Ihrer Fräulein Tochter Rebekka."

„Kommen Sie heraus mit der Sprache."

Dem Baron brannte mehr Angst als Zorn in seinem Innern.

„Sie wollten Ihre Tochter dem Heimbach verkaufen, für sie das Zuchthaus ihm abkaufen — sparen Sie das Auffahren — Sie können das Geschäft wohlfeiler machen. Zuerst hören Sie, daß der König die Untersuchung der Birkenfelder Geschichte befohlen hat. Der Geheimrath ist schon hier, hat schon den General vernommen, nach ihm mich. Er wird sich jetzt den Heimbach langen; Heimbach wird von selbst zu ihm kommen, nach dem gestrigen Abend, mündlich oder schriftlich; der Abraham Rosenstein ist dann auch zu finden; Sie sind auf alle Fälle verloren."

„Das hätte ich Ihnen zu danken!“ rief der Baron.

„Habe ich den Grafen Breitenberg betrogen? Aber verlieren Sie den Kopf nicht. Wer sich eine Suppe einbrockt, muß sie aufessen. Sinnen wir auf Hilfe.“

„Wüßten Sie eine?“

„Eine radikale. Sie fordert nur Muth.“

„Sprechen Sie.“

„Der Einzige, der Ihnen in der Geschichte gefährlich werden kann, ist Heimbach. Er hat auch die Lust dazu.“

„Der Verräther!“

„Er muß also beseitigt werden.“

„Wie?“

„Sie lassen ihn auffangen und auf ein Schiff bringen, das nach Australien, Japan, China oder sonst wohin geht.“

„Sie sind ein Narr!“

„Das heißt: Sie haben keinen Muth.“

Der Baron schwieg.

Der Referendarius fuhr fort:

„Also keinen Muth! Dann müssen Sie mit Ihrem Gelde heraus. Sie müssen noch heute zur Residenz zurück.“

„Was soll ich da?“

„An die rechte Quelle gehen, dem Geheimrath den

Befehl mittheilen lassen, daß er nichts ermittelt habe, und dafür sorgen, daß in diesem Sinne dem Könige ein hübscher Vortrag gehalten werde. Es wird viel Geld kosten; aber damit wäre die Sache für alle Zeiten todt."

„Und Heimbach?"

„Da muß ein Andrer für Sie den Muth haben."

„Sprechen Sie nicht immer in Räthseln."

„Ich habe Ewald Kuhn zugeredet, den Heimbach todt zu schießen."

„Sprechen Sie vernünftig."

„Was ist unvernünftig in meinem Worte? Ewald Kuhn liebt Ihre Tochter Rebekka —"

„Was, Herr!"

„Wenn er die Generalin von Branden nicht liebt! — Warum lassen Sie auf einmal den Kopf hängen! Eben wollten Sie aufspringen."

„Die Leute sprechen davon."

„Von der Liebe Ewalds? Ja, ja! Aber er liebt auch Rebekka! Vielleicht auch keine von Beiden! Wer kann solche Narren ergründen! Indessen bleiben wir bei seiner Liebe zu Rebekka, oder auch blos bei seiner Narrheit. Ich habe ihm Sie als einen Lump geschildert —"

„Herr!"

„Der sein edles Kind dem Moloch opfern wollte. Ich habe ihm bewiesen, daß nur er Rebekka retten könne, und nur durch ein Duell mit Heimbach. Seine Verachtung des Elenden und seine Liebe, oder seine Narrheit, werden ein paar Stunden mit einander kämpfen. Der Sieg ist mir nicht zweifelhaft. Die Narrheit hat noch immer gesiegt. — Nun, mein verehrter Herr Baron, wissen Sie Alles. Thun Sie das Ihrige."

„Haben Sie wirklich kein Geld nöthig, Helm?"

„Für den Augenblick nicht."

Der Baron Martell ging, nicht so vornehm und stolz, wie er gekommen war, aber auch nicht mit jener lauernden inneren Unruhe.

Der Referendarius Helm lachte vergnügt in seinen Schmerzen.

„Da habe ich eine reizende Suppe eingebrockt! Der ganzen Sippschaft! Wie sie sie ausessen werden!"

Der Kellner trat zu ihm ein.

„Ein Herr wünscht Sie zu sprechen, Herr Helm."

„Sein Name."

„Er nannte mir ihn nicht, er sagte, er sei ein Bekannter von Ihnen."

„Wie sieht er aus?"

„Lang, hager, von unten bis oben schneeweiß gekleidet, mit einem fabelhaften gelblichen Backenbart, mit —"

„Ein Engländer —“

„Wer weiß, Herr Helm? Es gibt sich jetzt mancher Reisende für einen Engländer aus, um besser bedient zu werden, gröber sein zu dürfen und von der Rechnung abdingen zu können.“

„Teufel, Kellner, Sie sind nicht so dumm wie Sie —. Aber lassen Sie den Engländer hereinkommen, und sorgen Sie dafür, daß der Hausknecht in der Nähe ist, wenn ich den dürren Burschen hinauswerfen lassen will.“

„Zu Befehl, Herr Helm!“

Der Kellner verließ das Zimmer und ließ den Mr. Hower, Major in der Armee Ihrer Britischen Majestät, eintreten.

„Sir“, sagte der lange Engländer, „ich bin in der That höchst betrübt darüber, Sie in einer so beklagenswerthen Situation zu finden.“

„Aber, zum Teufel, Herr“, rief der Referendarius Helm fast mit einem Wuthausbruch.

„Sind Ihre Schmerzen in der That so arg, Sir?“

„Herr, das Himmelkreuz —“

Da sah Helm doch, ehe er fortfuhr, in das graue, spitze und flache Gesicht des Engländers, und er entdeckte keinen Zug von Hohn oder Spott darin, und Spott und Hohn hätten sich nicht darin verbergen

können, wenn der ehrliche Mann sie in seiner Brust gehabt hätte; wohl aber gewahrte Helm zwischen beiden Flügeln des „fabelhaften“ Backenbartes Mitleid und Glück und Dankbarkeit, und Spott und Hohn zogen sich durch das Gesicht des langen Referendarius und er sagte höflich:

„Sir, ich danke Ihnen für Ihre gütige Erkundigung nach meinem Befinden.“

Der Engländer fuhr fort:

„Auch meine Frau widmet Ihnen ihre innigste Theilnahme.“

Helm preßte die Lippen zusammen:

„Ich bin Mylady außerordentlich verbunden, Sir.“

„Und auch der Lehrer meiner Kinder, Mr. Grohmeier —“

„Hol' ihn der Teufel“, knurrte Helm.

„Please, Sir?“

„Ich danke auch ihm, Sir.“

„Ja, und er bedauert im höchsten Grade das Mißverständniß —“

„Hm, hm, Mißverständniß!“

„Er hatte Sie für einen Dieb gehalten, Sir —“

„Ja, ja — und er gewahrte seinen Irrthum sehr spät.“

„Zu seinem lebhaften Bedauern.“

„Und dann ließ er mich halbtodt liegen!“

„Er hatte vor Schreck den Kopf verloren!“

„Donnerwetter, Herr!“

„Und er bittet um die Erlaubniß, Sie persönlich um Verzeihung bitten zu dürfen.“

„Ah, er will sich selbst zu mir bemühen, der charmante Herr Hermann Grohmeier!“

„Er ist in der That ein liebenswürdiger junger Mann, Sir.“

„Ja, ja, Sir!“

„Und meine Frau und ich und unsere Kinder sind ihm zu vielem Danke verpflichtet.“

„Auch ich!“ knurrte Helm wieder, und seine Augen flammten in dem Feuer einer wilden Rachelust.

Der Engländer sagte nicht wieder: Please, Sir? — sondern fuhr fort:

„Ah, Sir, und den Dank meiner Frau und den meinigen habe ich auch Ihnen zu bringen. Ohne Ihre gütige Hilfe hätten wir uns noch nicht wieder gefunden. Meiner Frau hatte es Vergnügen gemacht, unter dem fremden Namen hier zu leben. Sie hatte keine Ahnung von meiner Ankunft gehabt. Da führte das Glück Sie mir zu.“

„Hm, Sir, ich freue mich, daß ich Ihnen den

Dienst erweisen konnte. Sie sind also glücklich über das Wiederfinden Ihrer Frau?"

„Sehr, Sir!"

„Und auch Ihre Frau freute sich, Sie wiederzusehen?"

„Sie war glücklich."

„Und der Mr. Hermann?"

„Wie so, Sir?"

„Freute auch er sich, Sie zu sehen?"

„Ah, gewiß. Meine theuere Frau hatte mir so viel Gutes erzählt, während er Sie — Dam Sir —"

„Während er mich für einen Dieb hielt, wollen Sie sagen."

„Richtig, Sir. Und als er dann von Ihnen zurückkam —"

„Flossen Sie gegen ihn über von Dank für alle Beweise der Anhänglichkeit, die er Ihrer Frau gewidmet hatte."

„So war es. — Aber jetzt, Sir, erlauben Sie mir, daß ich mich von Ihnen verabschiede. Ich darf doch den Meinigen sagen, daß Ihr Zustand keinerlei Besorgniß einflößt?"

„Nicht den mindesten für mich, Sir."

Der Engländer verabschiedete sich.

Und der Referendarius Helm, indem er ihm nachblickte, sprach für sich:

„Wenn man aufrichtig sein soll, so ist es betrübend, daß es auch solche Menschen in der Welt gibt. Aber der liebe Gott wird ja wissen, warum sie da sind. Zum Beispiel —"

Und er versank wieder in Nachsinnen.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.